

Tages Woche

Freitag 25.7.2014 4. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

4001 Basel

T 061 561 61 61

5.-



BASELS

Der Hafen bringt Stadtplaner zum Träumen. Vor allem aber ist er eines: der grösste Umschlagplatz der Schweiz.

Seite
6

TOR ZUR

Tage der Trauer

Gewalt in Gaza,
Terror im Irak,
Bürgerkrieg
in der Ukraine,
Atomstreit mit
Iran – in diesem
Sommer stehen
die Zeichen
auf Sturm.

Seiten
12-17

FOTO: NILS FISCH

WELT

15. 6. – 28. 9. 2014

Eine Zusammenarbeit
mit dem Art Institute of Chicago

NOVARTIS

CHARLES RAY SKULPTUREN 1997-2014

kunstmuseum basel & museum für gegenwartskunst



My name is **Bon**.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbon zum Erleben.



proinnerstadt.ch

INHALT

Hafenleben

FOTO: NILS FISCH



Er weckt die Fantasie von Urbanisten. Noch ist Basels Hafen aber vor allem ein riesiger Werkplatz. Reportage über einen wenig bekannten Ort am Rand der Stadt.

Seite 6

Ukraine-Krise

FOTO: KEYSTONE



Für die Bewältigung des Konflikts braucht es eine neutrale Schweiz.

Seite 13

Umweltschutz

FOTO: MANU MIELNIEZUK



Spanier wehren sich gegen Firmen, die mit Druckkanonen Öl suchen.

Seite 24

Carlo Knöpfel

Der Armuts-Experte erklärt, warum immer mehr Leute in Not geraten.

Seite 18



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 31

Porträt: Daniel Haag	S. 4
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46
Bestattungen	S. 30
Impressum	S. 43



Remo Leupin
Leiter Print

Der «heisse Sommer 2014»

Die Eskalation der **Gewalt in Gaza**, der Absturz eines Passagierflugzeugs der Malaysia Airlines im Bürgerkriegsgebiet der Ostukraine, der Terror der **Jihadisten «Islamischer Staat im Irak und in Syrien»**: Im Rückblick wird man dereinst wohl vom «heissen Sommer 2014» sprechen.

Selten zuvor haben sich kriegerische Konflikte zeitgleich derart zugespitzt wie in diesen Tagen. Und nie mehr nach Ende des Kalten Krieges waren die Spannungen zwischen den Ländern des Westens und Russland so gross wie heute. Seit der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim und der Unterstützung der ostukrainischen Separatisten, spätestens aber seit dem Absturz des Flugzeuges MH17 und dem pietätlosen Umgang der prorussischen Kämpfer mit den mehrheitlich niederländischen Todesopfern steht Wladimir Putin massiv in der Kritik. Schon vor Wochen haben die USA die Sanktionen gegen Russland verschärft, und die EU-Regierungschefs haben signalisiert, dasselbe tun zu wollen.

Derzeit bleibt es freilich bei Drohungen – zu stark sind die ökonomischen Verflechtungen mit russischen Konzernen und Patriarchen. Auch hierzulande, wo ebenfalls schärfere Töne gegen Putin gefordert werden. **Doch was bringt das Kettenrasseln, wenn danach keine Taten folgen? Und wie gross sind die Einflussmöglichkeiten der Schweiz?** Unser Osteuropa-Korrespondent Ulrich Krökel ist diesen Fragen nachgegangen.

Nicht minder gefährlich ist die Situation in Iran. Wieder ist eine Lösung des Atomstreits an den Hardlinern auf allen Seiten gescheitert. Das Verhandlungsfenster bleibt noch bis am 24. November offen. Sollte die Diplomatie erneut scheitern, **könnte der Atomstreit militärisch beendet werden**. Israel wie auch die USA haben bereits mit Luftangriffen gedroht. Es wäre der Auftakt zu einem «heissen Winter».

tageswoche.ch/+np8ud

Weiterlesen, S. 12



Kommentar von Georg Kreis zum Gaza-Konflikt, tageswoche.ch/+14d41

Online



Kampf gegen Christen und die Kultur, tageswoche.ch/+zn35i

Weiterlesen, S. 13



Es braucht die Schweiz als Schlichterin, tageswoche.ch/+bb6py

Weiterlesen, S. 16



In der Hand der Hardliner, tageswoche.ch/+8dnoe

Daniel Haag

von Livio Marc Stöckli

Daniel Haag widmet sein Berufsleben der Stadtaube. Als der Biologe in den 90er-Jahren Basel von der damaligen Taubenplage befreite, fand seine Methode trotzdem nicht nur Beifall.

Der Professor Doktor mit dem voluminösen, grauen Haar sitzt ruhig hinter seinem Schreibtisch im ersten Stock des anatomischen Instituts an der Pestalozzistrasse. Eine plastinierte Taube liegt auf einem weissen A4-Blatt vor ihm. Die Beschriftungen zeigen den kurzen Darmtrakt, den Magen. Daniel Haag deutet auf den breiten, mit Körnern gefüllten Kropf: «Hier drin wird auch die Milch produziert, eine Art Quark.» Er lächelt. «Es gibt eine Eiscreme-Sorte, die heisst Pidgeon Milk.»

Dem Mann mit der verträumten Art, die durchdringt, wenn er den gurrenden Tauben horchend die Feldbergstrasse entlangspaziert, gäbe man den alternden Lyriker, den französischen Weinbauern vielleicht – aber nicht einen der wichtigsten Taubenforscher der Welt. So würde seine Tätigkeit jedoch eh nur von Laien bezeichnet. Haag ist Naturwissenschaftler und Biologe, Schwerpunkt «Problemtiere».

«Unsere Forschungsgruppe befasst sich mit Tieren, die im menschlichen Lebensraum Probleme machen.» Auf dem Land sind das Wildschweine, in der Stadt Tauben. Wie Smalltalk-tauglich ist dieser Beruf? Haag lacht: «Natürlich ist es viel attraktiver, Wale zu erforschen, als ein Tier, das überall ist und allen auf die Nerven geht. Aber je länger ich mit Tauben arbeite, desto mehr entdecke ich, was für geniale und hochintelligente Lebewesen das sind.»

Der Aufstieg zum Taubenpapst

Und Haag arbeitet schon lange mit Tauben, sein ganzes Berufsleben lang. 1952 in Arbon (TG) geboren, studierte er in Basel Zoologie. Als es 1979 ums Doktorieren ging, wollte er zuerst «etwas über Käfer» machen. Keine Taubenfaszination von klein auf? «Überhaupt nicht», sagt Haag. «Wo ich aufgewachsen bin, gab es gar keine Tauben.» Umso mehr flatterten in der Stadt Basel umher. «Damals waren es rund 25 000 Tauben. Der Marktplatz sah brutal aus. Die Vögel pickten der Stadtgärtnerei sogar die Setzlinge weg.»

An die Stelle der Käfer trat eine ökologische Analyse des Phänomens Stadtaube. Seither ist Haag zum Taubenvater aufgestiegen. Aber hie und da, wenn der Wissenschaftler in ihm dem träumenden Beob-



Daniel Haag: «Je länger ich mit Tauben arbeite, umso mehr entdecke ich, was für geniale Lebewesen das sind.» FOTO: LIVIO MARC STÖCKLI

achter weicht, lassen Haags Taubenschichten nichts von der Mystik eines Panthers missen, eines Gorillas – nur halt im Dschungel der Stadt.

Nach jahrelanger Forschung weiss Haag, was die Masse denkt: «Die Reaktionen gegenüber der Taube sind faszinierend. Ein Teil der Menschen findet sie niedlich, füttert und hätschelt sie – der andere Teil hasst und quält sie.» Für Letzteres hat Haag wenig Verständnis. So spricht er immer wieder von «niederen Beweggründen».

Ein polarisierender Vogel

«Der Taubenhass ist zum Massenphänomen geworden», sagt Haag. «Seltene Tiere werden geschätzt und gelten als unantastbar – Massentiere hingegen verlieren oft an Wertschätzung, insbesondere wenn sie in

grosser Zahl die Städte erobern und in diesen vor allem durch Kotverschmutzung auffallen.» Für Haag zeugt das auch von «Dichtestress»: Je enger das Zusammenleben, desto geringer die Akzeptanz.

1984, als Basel auf dem Marktplatz mit Drahtgitterfallen Jagd auf die Vögel machte, übernahm der junge Haag die Leitung der «Basler Taubenaktion».

Eine Lösung für das städtische Taubenproblem musste her. Bald erkannte man, dass Töten nichts bringt. «Die Nahrungsgrundlage ist das Problem. Weder das Ausnehmen der Nester noch Massenabschuss hilft. Einzig der Nahrungsentzug kann eine Population verringern», sagt Haag.

Darauf baute er sein Modell, das bis heute erfolgreich angewendet wird. Was sich in der Schweiz als humane Lösung erwies,

stiess extremen Tierschützern in Deutschland sauer auf. Haag wurde angefeindet, es hiess, mit der Aufforderung, die Fütterung einzustellen, betreibe er «Pogromhetze».

Mittlerweile lacht Haag über jene Zeit, auch wenn die Kritik nach über 30 Jahren noch immer anhält. «Damals fragte ich mich oft, ob ich mir das wirklich antun muss oder nicht das Forschungsgebiet wechseln soll. Manchmal frage ich mich das noch heute.»

Haag sagt, es gebe einen Punkt, an dem einen die Gesellschaft nicht mehr aus einer Rolle lässt. Den hat er erreicht. «Heute will ich gar nicht mehr aus dieser Rolle.»

[tageswoche.ch/+bmsul](https://www.tageswoche.ch/+bmsul)

×

Lesen Sie zum Umgang mit Tauben auch unsern Beitrag auf Seite 31.

Die Rheinhäfen sind der wichtigste Schweizer Umschlagplatz für Güter aller Art. Zu Besuch zwischen Radar, Containern und Krankkatzen.

TETRIS IM HAFENBECKEN

Online



Videos vom Hafenkran, ein Interview und weitere Berichte aus dem Hafen finden Sie online: tageswoche.ch/+n3x4d

Von Simon Jäggi (Text) und Nils Fisch (Fotos)

Es ist Montagmorgen und die «Eiger Nordwand» schiebt sich durch den Rhein in Richtung Basel. Von Rotterdam vorbei an Mannheim, Karlsruhe und Strasbourg, immer weiter südwärts. 140 Container stapeln sich auf dem 177 Meter langen Schiff zwischen Bug und Führerkabine.

Der Schiffsführer durchfährt die Schleuse bei Kembs und befindet sich nur noch einige Hundert Meter unterhalb des Dreiländerecks. Die fünfköpfige Besatzung macht das Schiff klar zum Anlanden. In diesem Moment blinkt es einige Hundert Meter rheinaufwärts auf dem Radarschirm in der Basler Revierzentrale und der Diensthabende Benjamin Rüdy greift zum Funk.

Jahrelang betrieben die Rheinhäfen ihr Geschäft abseits der breiten Öffentlichkeit. Doch seit die Stadt einen Teil des Hafens in ein Wohnquartier umwandeln möchte und die Schifffahrtsbetreiber ein neues Hafenbecken fordern, stehen die Rheinhäfen im Fokus von Politik und Medien. Ob die Stadt die Umnutzung wie geplant umsetzen und auf Schweizer Seite ein neues Hafenbecken entstehen wird, ist weiter ungewiss.

Klar ist, dass Rotterdam den Seehafen ausbaut, weshalb die Rheinhäfen über die nächsten 30 Jahre mit einer starken Zunahme des Frachtverkehrs auf dem Rhein

rechnen (siehe Seite 11). Bereits heute erreichen und verlassen 34 Prozent aller Güter das Land über Basel-Stadt und Baselland, ein Drittel davon über die Schweizerischen Rheinhäfen. Im vergangenen Jahr waren es insgesamt 6,8 Millionen Tonnen Güter. Die Logistikbranche ist einer der grössten Arbeitgeber in der Region und erwirtschaftet eine Wertschöpfung von 3 Milliarden Franken.

Als die Kelten Amphoren schifften

Dabei ist der Schiffsverkehr im Raum Basel so alt wie die Stadt selbst. Bereits 100 Jahre vor Christus gründeten die keltischen Rauriker in der Nähe des heutigen Basler Volaplatzes einen Umschlaghafen, den sie Arialbinnum taufte, und importierten dort Wein aus Griechenland und Italien, der über die Rhone und die Birs nach Basel gelangte. Hier wurden die Amphoren auf grössere Schiffe umgeladen und flussaufwärts an wohlhabendere Kelten weiter verschifft.

Spätestens mit der Industrialisierung wurde der Fluss zur Handelsstrasse. Im Juni 1904 traf in Basel das erste Schleppschiff ein, beladen mit 300 Tonnen Kohle, und rund 20 Jahre später erreichte das erste Tankschiff die Stadt. Heute lässt sich der Frachtverkehr auf dem Rhein nicht mehr

wegdenken. Im Auhafen bei Muttenz und im Hafen Birsfelden werden vor allem flüssige Treibstoffe umgeschlagen und gelagert. Der Hafen Kleinhüningen mit den beiden Hafenbecken 1 und 2 dient hauptsächlich als Umschlagplatz von Containern.

In der Revierzentrale beim Hafenbecken 1 rauscht es aus dem Funklautsprecher. «Hallo, hier Eiger Nordwand. Bitten um Einfahrt ins Hafenbecken 2». Der Diensthabende Benjamin Rüdy funkt zurück. «Willkommen Eiger Nordwand, die Einfahrt ist frei.» Unter lautem Dröhnen dreht das Schiff aus der Strömung heraus, fährt am Kontrollturm vorbei und durch einen schmalen Durchgang in das dahinterliegende Hafenbecken 2.

In der Revierzentrale läuft der gesamte Schiffsverkehr zusammen, der Diensthabende Rüdy ist zuständig für die Überwachung und Leitung der Schiffe. Ein nächstes Boot meldet sich. «Kies Ueli für Revierzentrale, bitte kommen» – «Hier Revierzentrale» – «Wir sind im Hafenbecken 2. Ist die Ausfahrt frei?» Rüdy wirft einen Blick auf seine Bildschirme. In dem Moment meldet sich das Passagierschiff Lällekönig, das mit seinen Fahrgästen einen Abstecher ins Hafenbecken 1 machen möchte. «Kies Ueli bitte warten, Lällekönig unterwegs ins Hafenbecken 1.»



104 945 Container haben die Rheinschiffe im vergangenen Jahr von und nach Basel transportiert – ein neuer Rekord.



Hier läuft alles zusammen: Die Revierzentrale beim Hafenbecken 1 ist verantwortlich für die Verkehrsüberwachung.



Auf der «Eiger Nordwand» diskutieren die Schiffsführer Cornelis Bouman (links) und Rudolf Bühler das weitere Vorgehen.

Eine Vielzahl weiterer Boote ist auf den Überwachungsschirmen zu sehen, die «Contargo III» liegt beim Hafen Birsfelden, die «Lafayette» steuert vom Kraftwerk Kembs rheinaufwärts und der «Bibo» fährt von Weil aufwärts Richtung Stadt. «Wir müssen demnächst unsere Präsenzzeiten ausweiten», sagt Rüdy. «Das zunehmende Verkehrsaufkommen können wir mit unseren bestehenden Kapazitäten auf die Dauer nicht bewältigen.» Letztes Jahr erreichten rund 4000 Frachtschiffe die Rheinhäfen, und der wachsende Freizeitverkehr beansprucht die Revierzentrale zusätzlich.

Mit der sogenannten Containerisierung der Güter erlebten Anfang der Siebziger Jahre auch die Rheinhäfen einen markanten Wandel. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs benutzte die US Army Spezialcontainer, um die Verladung des Schiffstransportes zu beschleunigen und führte während des Vietnamkriegs eine Standardgrösse ein. Der deutsche Hans Grosse entwickelte 1964 den ersten 20-Fuss-Stahlcontainer, wie er bis heute verwendet wird.

Zwei Jahre später traf in Bremerhaven das erste voll beladene Containerschiff aus New York ein, die «MS Fairland». Die Containerrevolution nahm ihren Lauf. 1980 zählten die Rheinhäfen erstmals systema-

tisch die umgeladenen Container, es waren insgesamt 822. Seither hat sich die Zahl vervielfacht. 104 945 Container haben die Rheinschiffe im vergangenen Jahr von und nach Basel transportiert, ein neuer Rekord. Jeden Tag werden hier rund 350 Container verladen. Weltweit waren 2013 rund 27,5 Millionen der farbigen Stahlboxen unterwegs.

Der Hafenkran läuft Tag und Nacht

Die «Eiger Nordwand» liegt in der Zwischenzeit vertaut am Ufer des Hafenbeckens 2 beim Containerterminal der Contargo AG, dem grössten Containerverlader der Rheinhäfen. Eigentlich hätte das Schiff zum Abladen nach Birsfelden fahren sollen, doch das Hochwasser verunmöglicht die Durchfahrt unter der Mittleren Brücke. Jetzt wird die Fracht für das letzte Stück mit dem Zug an ihren Bestimmungsort transportiert.

Vierzig Meter über dem Wasser sitzt Gerd Scheller in der Kabine des grössten Containerkrans der Schweiz. Von hier oben überblickt der Kranführer einen Umschlagplatz mit 1500 Containern und das, was Politiker den Modal Split nennen: Die Verteilung des Warentransports auf die verschiedenen Transportmittel. Im Norden

der farbigen Containertürme stehen in einer engen Gasse die Lastwagen in langer Schlange, im Süden des Umschlagplatzes liegt die «Eiger Nordwand» im Hafenbecken und zwischen Container und Wasser stehen leere Güterzüge bereit zum Beladen.

Die Contargo AG hat den Hafenkran vor sieben Jahren erneuert, seither läuft er von Montag bis Samstag ohne Unterbruch, Tag und Nacht. Auf einem Bildschirm in der Krankabine sind die nächsten Aufträge gelistet. Ein weiterer Lastwagen wartet auf den Container ZESU2544554.

Scheller muss zuerst zwei darüberliegende Frachtboxen verschieben, um an das gewünschte Stück zu gelangen. Dann hebt er den weinroten 38 Töner in die Höhe und platziert ihn zentimetergenau auf der Ladefläche des Lasters. «Es ist ein wenig wie Tetris spielen», sagt Scheller. Auf der anderen Seite wartet ein Zug nach Genf. Die Krankatz fährt entlang den Schienen in Richtung Wasser, der Kran dreht sich zwei Mal um die eigene Achse, dann schwebt an den Zugseilen eine Ladung mit Gokarts durch die Luft und landet auf dem letzten leeren Zugwaggon.

Gerd Scheller macht diese Arbeit seit zwei Jahren. «Es wird immer mehr. Zu Beginn kam die Bahn noch ein paar Mal die

ANZEIGEN

TagesWoche

Kunden-center Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse. Neue Medien Basel AG
Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 und 13–17 Uhr
info@neuemediaenbasel.ch



FÜR ALLE OHREN

Es ist nie zu früh, auf sein Gehör zu hören.
Eine persönliche Beratung mit kostenlosem Hörtest bei der HZ zeigt auf, was Sie für Ihre Ohren tun können.
Rufen Sie uns an für einen Termin.

Hörmittelzentrale Nordwestschweiz – für alle Ohren
Tel. 061 269 89 89 info@hz-hoeren.ch www.hz-hoeren.ch



Staatlich anerkanntes Hilfswerk

- > **GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME**
für Wiederverkäufliches
- > **RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN**
zu fairen Preisen



Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIJOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

WAHRE SCHATZTRUHE
Vielfältiges Angebot an Waren!



Neue Kinderkrippe in Basel

- ✓ zweisprachig
- ✓ lange Öffnungszeiten
- ✓ zentrale Lage beim Aeschenplatz

Tag der offenen Tür:
28.7.14 von 14-19h in
der neuen globegarden
Kita Malzgasse 18D.



www.globegarden.ch
www.facebook.com/globegarden

Woche, jetzt kommt sie zweimal pro Tag. Wir arbeiten rund um die Uhr.» Er ruckelt kurz an seinen beiden Schalthebeln und der Kran bewegt sich wieder in alle Richtungen gleichzeitig, dass einem schlecht werden könnte.

Im Hafenbecken macht ein weiteres Containerschiff fest. Dort drauf muss eine eben per Lastwagen angelieferte Ladung mit Glasscheiben, Zieldestination Abu Dhabi. Scheller liest die weiteren Ladeaufträge für das Schiff von seiner Liste ab: ein Container mit Bodenplatten, einer mit Pharmaprodukten sowie einer mit Umzugsgut.

Über die vergangenen Jahre hat sich mit den Containern nicht nur die Transportform verändert. Auch die verschifften Güter sind nicht mehr dieselben wie noch vor 20 Jahren. Beim Export machen neben Erd- und Mineralöl chemische Erzeugnisse heute den grössten Teil aus. Und während über die Rheinhäfen immer weniger Eisen und Stahl ins Land kommen, steigt der Anteil von importierten Maschinen und Fahrzeugen seit mehreren Jahren an.

Keine Zeit für Verspätungen

Es ist in der Zwischenzeit Dienstag, 13.30 Uhr, und die «Eiger Nordwand» liegt beladen beim Swiss Terminal im Hafenbecken 1. Am Mittag hätte der Frachter ablegen und unterwegs nach Rotterdam in Weil noch weitere Fracht aufladen sollen. Doch der Antrieb auf der Backbordseite springt nicht an, eine Einspritzdüse macht Probleme.

In der Führerkabine beraten sich die beiden Schiffsführer Cornelis Bouman und Rudolf Bühler. Auch Heinz Amacker, der Geschäftsleiter der Reederei Danser Schweiz, steht in der Kabine und diskutiert

mit. Schiffsführer Bühler schaut sich noch einmal die Prognosen für den Wasserstand an, telefoniert mit den Mechanikern in Rotterdam, dann ist klar: Die «Eiger Nordwand» bleibt über Nacht in Basel, am Abend sollen die Mechaniker aus Rotterdam und Finnland eintreffen. Bei dem steigenden Wasserstand kann das Schiff nicht mit nur einem Motor fahren, das Risiko ist zu gross. Es wird für einen Moment still in der Kabine, Bühler zündet sich eine Zigarette an, Bouman schenkt sich Kaffee ein und Amacker schweigt.

Die Reederei hat Anfang Sommer die «Eiger Nordwand» von Dieselbetrieb auf Flüssiggas umgestellt. Der branchenweit erstmalige Umbau auf den umweltfreundlicheren Antrieb hat für Aufsehen gesorgt und die Reederei zwei Millionen Franken gekostet. Dass die neuen Maschinen nicht zuverlässig funktionieren, damit hat niemand gerechnet. Doch Zeit für Unvorhersehbares gibt es im modernen Schiffsgüterverkehr nicht. «Heute ist die Branche komplett durchrationalisiert», sagt Amacker. «Es läuft alles nach Fahrplan, für Verspätungen gibt es da wenig Platz.» Die Container haben in Rotterdam Anschluss nach Asien, Amerika, Afrika oder Australien und die Seeschiffe warten nicht.

Während die Schiffsführer noch einmal mit den Mechanikern telefonieren, schildert Amacker seine Sicht auf die Entwicklung der Rheinhäfen. «Am wichtigsten sind für uns die Umschlagkapazitäten im Hafen in Basel. Der Warentransport wird weiter zunehmen und die Schifffahrt ist der einzige Anbieter mit ausreichend Transportkapazitäten für die kommenden 30 Jahre.» Es habe keinen Wert, Container zu transportieren, wenn der Zielhafen diese nicht umla-

den und zwischenlagern könne. «Trotzdem soll beim heutigen Hafenbecken 1 im Zuge der städtebaulichen Entwicklung eine Wohnüberbauung entstehen. Da gibt es zurzeit grosse Konflikte.» Anstelle eines neuen Hafenbeckens hält er den Ausbau des Bestehenden für die beste Lösung.

Zumindest der Dieselantrieb läuft

Am Mittwoch Mittag liegt das Schiff immer noch im Hafenbecken 1. Die Mechaniker haben Verspätung. Als sie am Nachmittag eintreffen, beginnen sie mit einer umfassenden Kontrolle. Die Arbeit dauert die halbe Nacht. Am nächsten Morgen steht Schiffsführer Bühler angespannt im Führerstand. Trotz den Reparaturarbeiten lässt sich der Gasantrieb immer noch nicht starten. Wenigstens der alternative Dieselantrieb funktioniert wieder, das muss reichen. Kommt die «Eiger Nordwand» heute nicht weg, muss die Reederei umdisponieren und die Container auf ein anderes Schiff umladen.

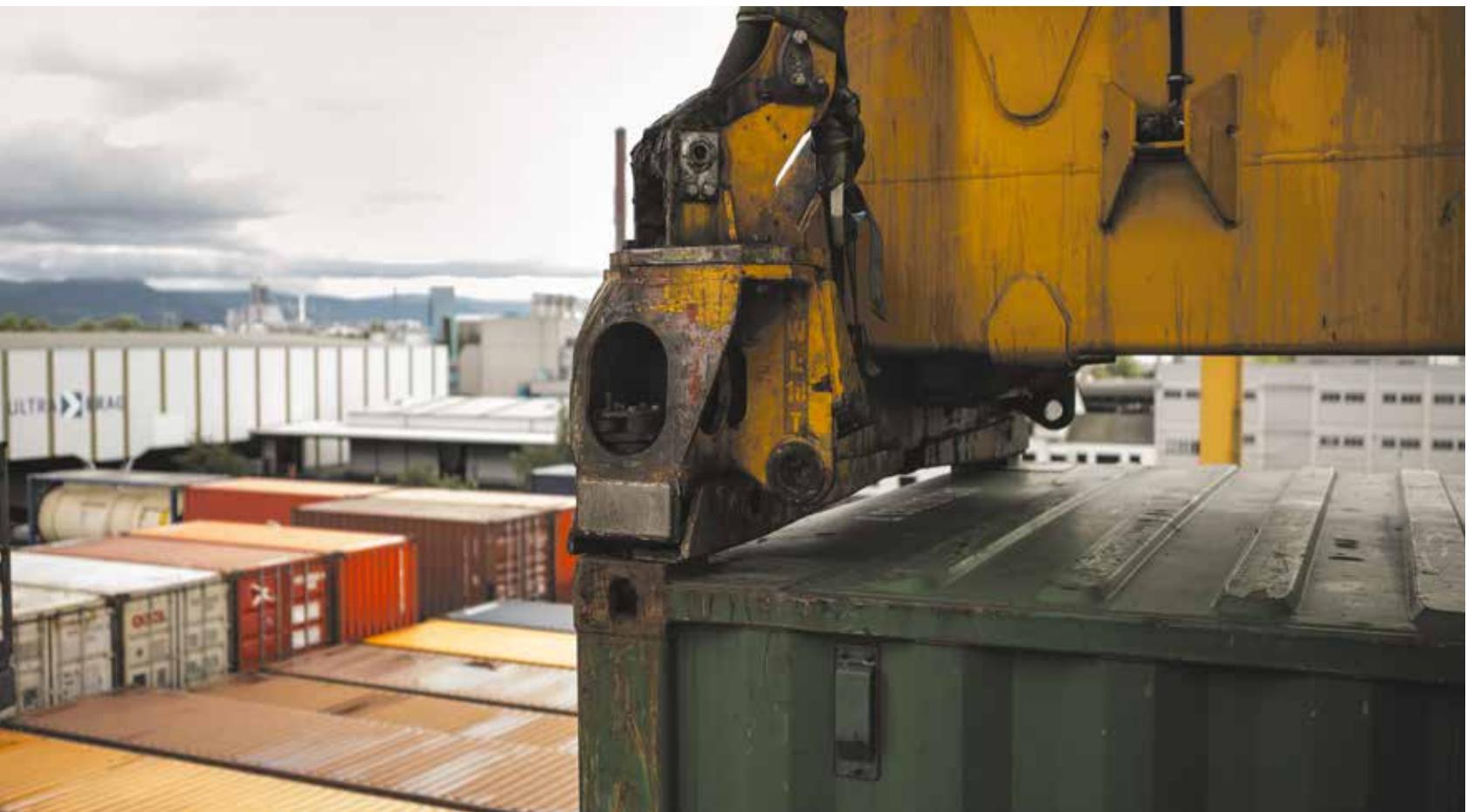
Bühler checkt die Anzeigen. «So wies aussieht, ist die Maschine startklar. Jetzt muss ich sie nur noch zum Laufen bringen.» Er legt den Haupthahn um, einen Augenblick später löst sich das Schiff unter gleichmässigem Brummen von der Hafemauer und Bühler greift zum Funk. «Revierzentrale, hier «Eiger Nordwand» – «Ja, «Eiger Nordwand», Revierzentrale Rudy» – «Wir würden gerne raus» – «Ist gut, kannst gehen. Ausfahrt ist frei. Gute Reise und bis zum nächsten Mal.»

Mit 6,4 Stundenkilometern und einer Ladung von 900 Tonnen schiebt sich die «Eiger Nordwand» in die Strömung und nimmt Kurs in Richtung Meer.

tageswoche.ch/+djafl

x

Beim Hafenbecken 2 verlädt der höchste Hafenkran der Schweiz jeden Tag mehr als 200 Container.





Seitlich an das Hafenbecken 2 soll ein drittes Becken gebaut werden, so der Plan der Rheinhäfen.

FOTO: NILS FISCH

Hafenentwicklung

Im Basler Hafen stehen grosse Veränderungen und teure Bauprojekte an. Die Umsetzung gestaltet sich jedoch schwierig. Grosse Ziele sind in die Ferne gerückt

von Matthias Oppliger

Das Fernziel ist allen klar: In den nächsten zehn bis zwanzig Jahren soll sich der Basler Hafen grundlegend verändern – dank einer neuen Infrastruktur und räumlicher Konzentration, die Platz schafft für einen neuen Stadtteil auf der Klybeckhalbinsel. Am Wasser wohnen statt Benzin lagern, so stellen sich die Stadtentwickler das vor.

Auch wenn die grossen Ziele klar sind, der Weg dorthin ist voller Unwägbarkeiten. Die Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten reichen weit über den Kanton Basel-Stadt hinaus. Soll der Klybeckquai frei werden, muss dafür die Hafenbahn weichen. Deren Gleisstrang steht heute als unüberwindbares Hindernis zwischen Hafenareal und Wohnquartier und damit einer Aufwertung zum neuen Stadtteil im Weg.

Basel ist unter Zugzwang

Eine Verlegung der Hafenbahn kommt jedoch erst dann in Frage, wenn ein weiteres Projekt der Hafenplaner realisiert werden kann: der trimodale Containerterminal auf dem ehemaligen Gelände der Deutschen Bahn beim Zollübergang Otterbach. Dort soll eine riesige Anlage entstehen, wo Container vom Schiff direkt auf Eisenbahn oder Lastwagen und umgekehrt verladen werden können.

Dieser Terminal muss natürlich auch für Schiffe erreichbar sein, deshalb soll zusätzlich ein drittes Hafenbecken gebaut werden. Kostenpunkt für dieses Grossprojekt:

rund 200 Millionen Franken. Den beträchtlichen Ausbau der Logistikinfrasturktur begründen die Schweizerischen Rheinhäfen (SRH) und der Kanton Basel-Stadt mit der grossen wirtschaftlichen Bedeutung, die diese Branche für die Region hat. Die Bedeutung nehme sogar noch zu, sind sich Fachleute einig. «Wollen Schifffahrt und Rheinhäfen am Wachstum dieses Marktes teilhaben, müssen sie sich weiterentwickeln», sagt Martin Nusser, Finanzchef und stellvertretender SRH-Direktor.

Heute werden im Hafen jährlich etwas mehr als 100 000 Container umgeschlagen, mit dem neuen Terminal wären bis zu 300 000 Container möglich. Hafendirektor Hans-Peter Hadorn sagte im Juni gegenüber der «Handelszeitung», dass «die Nachfrage nach weiteren Kapazitäten massiv steigen» werde.

Die Gründe dafür sind auch im Ausland zu finden. Ein sehr grosser Teil der Container, die in Basel per Schiff umgeschlagen werden, kommt aus Rotterdam. Auch der dortige Hafen wird mittelfristig seine Kapazitäten ausbauen. Wollen die SRH weiterhin die Container aus Rotterdam aufnehmen können, gerät Basel also unter Zugzwang. Was in diesen beiden Häfen geschieht, ist eng verknüpft. So eng, dass Basel und Rotterdam im Juni 2012 eine «Absichtserklärung» unterschrieben, derzufolge sie die Entwicklung ihrer Infrastruktur «gemeinsam und abgestimmt» vorantreiben wollen.

Allerdings sind die grossen Ziele zuletzt etwas in die Ferne gerückt, als das Bundesamt für Verkehr (BAV) meldete, für den Containerterminal auch Standorte im deutschen Weil am Rhein zu prüfen. Bei den SRH hält man dies für eine ungeeignete Idee. Martin Nusser ist überzeugt, dass der Bund an Basel festhalten wird. «Es spricht einfach zu vieles gegen einen Standort in Weil.» Statt auf die Eisenbahn würden die Container nämlich auf Lastwagen verladen. Der Verkehr würde unweigerlich zunehmen, ist Martin Nusser überzeugt: «Mehr LKWs, das wollen auch die Kantone nicht.»

Einige offene Fragen

Neben der Standortfrage harrt noch ein weiterer Aspekt der Klärung: Wer soll den Containerterminal betreiben? Ursprünglich sollte dieser von SBB Cargo betrieben werden, doch die Logistikfirmen in Basel wehrten sich dagegen. Es wurde befürchtet, dass SBB-Lieferungen dadurch bevorzugt behandelt würden.

Nusser kann dazu nur so viel sagen: «Es laufen Gespräche, wir sind bemüht, eine Lösung zu finden, die alle Beteiligten zu friedensstellt.» Klar sei, dass ein Terminal mit Schiffsanschluss sowohl Schiffs- wie Bahnpartner einschliessen müsse. Denkbar wäre etwa eine von der Hafenwirtschaft gemeinsam gegründete und finanzierte Betreibergesellschaft.

tageswoche.ch/+n6pm8

×

Der Konflikt um Gaza lässt sich nicht mit einseitigen Schuldzuweisungen lösen. Sondern nur mit beharrlichem Einsatz für eine faire Lösung, die das Wohl aller begünstigt.

“

Dieser Gaza-Krieg ist nicht der erste, und er wird, wenn keine grundlegende Änderung eintritt, leider auch nicht der letzte sein. Wie sagte einst Einstein: Irrsinn tut immer wieder das Gleiche und erwartet dabei ein anderes Ergebnis. Dieses Wort ist in diesen Tagen doppelt in Erinnerung gerufen worden. Einmal vom Palästinenser Izzeldin Abuelaish, der im letzten Krieg gegen Gaza 2009 drei Töchter verloren hat, zum anderen von der schweizerischen Sektion der Jüdischen Stimme für einen gerechten Frieden zwischen Israel und Palästina JVJP.

Die letzte Grossaktion von Dezember 2008 bis Januar 2009 wurde von der israelischen Seite mit dem Namen «Gegossenes Blei» versehen. Die jetzige darf den schönen Titel «Fels in der Brandung» tragen. Was hat die letzte Aktion gebracht, was wird die jetzige bringen? – Ausser Hunderten von Toten und Zerstörung von Lebensgrundlagen, was den Hass und den Terrorismus nur nährt.

Damals gab es – wir erinnern uns schwach – zu diesem Krieg den vom UNO-Menschenrechtsrat in Auftrag gegebenen Sonderbericht unter Leitung des ehemaligen südafrikanischen Richters Richard Goldstone. Dieser hat, so ist man versucht zu sagen, leider auch nichts gebracht. Um den Wiederholungscharakter und die Berechtigung des Einstein-Zitats zu erkennen, muss man nur den ausführlichen und keine Partei begünstigenden Bericht unseres Wiki-Gedächtnisses konsultieren.

Netanjahu braucht die Hamas

Hört man dem israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu zu, gewinnt man den Eindruck, dass die IDF (Israels Verteidigungskräfte) das letzte Mal zu wenig zugeschlagen hätten. Darum soll die Sache jetzt besser gemacht und sozusagen zu Ende gebracht werden – zumal Netanjahu unter dem Druck seiner rechtsnationalen Koalitionspartner steht. Ganz zerschlagen wird er die Hamas jedoch nicht wollen, denn er braucht sie, wie der mutige Historiker Moshe Zuckermann in Tel Aviv vor Wochenfrist dem «Tages-Anzeiger» sagte, um die innere Zerrissenheit der Palästinenser aufrechtzuerhalten.

Es ist Krieg in Gaza, und alle schauen hin. Wir schauen ähnlich betroffen und em-



Georg Kreis ist Historiker und Publizist und lebt in Basel. tageswoche.ch/+1z4d4r

pört wie vor finfeinhalb Jahren. Erneut können wir erklären, dass rücksichtsloses Beschiessen von Zivilisten, dass Hamas-Stellungen in Wohngebieten, dass Raketen auf Israels Zivilbevölkerung verwerflich seien und dass man damit doch sogleich aufhören soll.

«Zahn um Zahn» – das Alte Testament verlangt, dass beim Verlust eines Zahns dem Täter nicht gleich alle Zähne ausgeschlagen werden.

Man kann, sofern dies nötig ist, diese Auffassung sogar begründen, mit Hinweisen auf die hehren Menschenrechte und mit dem Argument, dass diese Brutalität auch für Israel selbst nicht gut ist, weil sie auf das Land zurückfallen wird.

Die Verantwortlichen Israels versuchen unschuldiger zu erscheinen, als sie sein können. Etwa wenn sie sich auf das auch vom US-Präsidenten zugestandene Recht auf Selbstverteidigung berufen. Oder wenn sie erklären, die Bevölkerung, die sie im Gaza-Käfig eingesperrt hält, vorher ja gewarnt zu haben, damit sie fliehen könne. Ein erster Lösungsschritt könnte sein, dass Ägypten Hand bietet zur Öffnung der Südgrenze des Territoriums von der Grösse etwa des Kantons Schaffhausen, in dem derzeit rund 1,8 Millionen Menschen unter unmenschlichen Bedingungen eingesperrt sind.

Die USA spielen die Schlüsselrolle in diesem Konflikt. Da nicht mit einer schnellen Mentalitätsänderung auf beiden Seiten gerechnet werden kann, könnten sie für den Gaza-Streifen ein ähnliches Abfang-

system einrichten, wie sie es mit dem grössten Teile von ihnen finanzierten «Iron Dome» auf israelischer Seite getan haben.

Vor allem sollte man, wie es UNO-Generalsekretär Ban Ki Moon in seiner Pressekonferenz in Katars Hauptstadt Doha getan hat, die tieferen Konfliktursachen («Wurzeln») betrachten und diese beseitigen, damit man nicht in einem Jahr wieder gleich weit ist. Das kann man sicher nicht mit einseitigen Schuldzuweisungen erreichen. Man muss sich stattdessen beharrlich – also nicht nur in Zeiten der heissen Konfliktaustragung – für Strukturen einsetzen, die den Ausgleich begünstigen. Dazu braucht es in diesem Fall die Zwei-Staaten-Lösung, und zwar eine mit Rahmenbedingungen, die dieses Wort rechtfertigen.

Zurzeit ist unsere ganze Aufmerksamkeit auf die blutige Auseinandersetzung gerichtet. Derweil läuft die systematische, weitgehend kalt verlaufende Verdrängung der palästinensischen Bevölkerung aus ihren traditionellen Wohngebieten weiter, ein anscheinend unaufhaltsames Programm. Zugleich werden die Stimmen – auch in der Schweiz – immer lauter, die darin überhaupt kein Unrecht sehen.

Die Masslosigkeit der Übermächtigen

Jedes Leben sollte gleich viel wert sein. Nach der Ermordung von drei jungen Siedlern im Raum Hebron wurde Rache mit Berufung auf die Bibel (Exodus/2. Buch Mose) für legitim erklärt: «Auge um Auge, Zahn um Zahn» – also «Bombe gegen Bombe». Wie alle Übermächtigen handeln aber auch die aktuellen Machthaber in Israel völlig unverhältnismässig mit einer x-fachen Repression. Das an sich grausame Wort aus dem Alten Testament will im Grunde genau dem entgegnetreten, indem es verlangt, dass beim Verlust eines Zahns dem Täter nicht gleich alle ausgeschlagen werden.

Und damit in der ewig wiederkehrenden Debatte auch das gesagt sei: Die Art, wie die gegenwärtige israelische Regierung meint, die Interessen ihres Landes zu verteidigen zu müssen, darf kein Anlass und kann keine Rechtfertigung für Antisemitismus sein. Andererseits ist Kritik dieser aggressiven Verteidigungsstrategie nicht per se antisemitisch. x

”

Vorschnelle Sanktionen würden die Vermittlerrolle der Schweiz gefährden.

Es braucht eine Schlichterin

von Ulrich Krökel

Wladimir Putin spielt in der Ukraine-Krise seit Monaten ein Spiel, das man «Marionetten-Jo-Jo» nennen könnte. Die Figuren am Band des Kreml-Chefs sind die Separatisten in der Ostukraine und die eigenen Soldaten in der Region. Wenn es Putin ins Kalkül passt, lässt er Truppen und Söldner vorschnellen wie ein Jo-Jo. Trifft er auf Widerstand, lässt der Strippenzieher seine Puppen zurückzucken.

Zu beobachten war dieses Spiel kurz vor dem EU-Aussenministertreffen, bei dem es am vergangenen Dienstag um erweiterte Sanktionen gegen Russland ging. Wenige Stunden vor der Zusammenkunft lenkten die Separatisten am Absturzort von Flug MH17 plötzlich ein, gaben die Leichentransporte frei und händigten die Flugschreiber aus. Im UN-Sicherheitsrat stimmte Moskau einer Resolution zu, die eine unabhängige Untersuchung forderte. Niemand sollte in Brüssel sagen können, Russland mache seinen Einfluss auf die Aufständischen nicht geltend oder behindere die Aufklärung der Tragödie.

Es ist schwer zu beurteilen, ob sich die EU-Aussenminister davon beeindruckt liessen. Sicher ist, dass sie zwar erneut Drohungen an die Adresse Moskaus formulierten, aber einmal mehr davor zurückschreckten, klare Fakten zu schaffen. Um im Militärjargon zu bleiben: Sie schoben ein Torpedo ins Rohr, schossen aber nicht. Das entspricht den Spielregeln, nach denen die europäischen Staats- und Regierungschefs bei umfassenden Wirtschaftssanktionen das letzte Wort haben. Ein Armutszeugnis ist es dennoch. Schlimmer noch: Es ist unfassbar, dass Frankreich unter diesen Vorzeichen an einem grossen Rüstungsgeschäft mit Russland festhalten will.

Aber die Kritik kann sich nicht allein an Paris richten. Andere machen andere Geschäfte. Deutschland marschiert dabei voraus, wenig dahinter die Schweiz. Bestes Beispiel ist die deutsch-russische Ostseepipeline, deren Betreiber Nordstream den Sitz in Zug hat. Der Moskauer Energieriese Gazprom macht beste Geschäfte in der Bundesrepublik. Viele Finanztransfers wiederum werden über Zürich abgewickelt.

Dennoch ist die politische Lage der beiden Nachbarländer angesichts der Ukraine-Krise in keiner Weise vergleichbar. Deutschland ist der einflussreichste EU-Staat. Das Land ist komplett in die Strukturen des Brüsseler Bündnisses und der transatlantischen Allianz eingebunden. Die Schweiz dagegen hat eine lange Tradition der Neutralität, die in der internationalen Diplomatie ein Wert an sich ist. Es wäre geradezu fahrlässig, diesen Status durch vorschnelle Sanktionen gegen Russland zu gefährden. Das hat wenig mit einem unangebrachten Kuschelkurs zu tun, aber viel mit gesundem Menschenverstand.

Zu Recht fragen darf man nach der Rolle, die Bundespräsident Didier Burkhalter als Vorsitzender der OSZE spielt. Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa hat in der Ukraine-Krise nicht immer eine glückliche Figur gemacht. Die diversen OSZE-Missionen wurden nie als ordnende Faktoren wahrgenommen – weder von den prorussischen Separatisten noch von der Regierung in Kiew. So kam es, dass wiederholt OSZE-Beobachter zwischen die Fronten oder gar in Geiselschaft gerieten. Auch nach der Tragödie von Flug MH17 gelang es der OSZE nicht, an der Absturzstelle für geordnete Verhältnisse zu sorgen – nicht zuletzt, weil ihr Ruf in der Region längst Schaden genommen hat.

Burkhalter verdient keine Kritik

Diese Kritik mit dem Namen des Vorsitzenden zu verbinden, ist allerdings wohlfeil. Natürlich hat Burkhalter eine Mitverantwortung. Entscheidend ist aber: Die OSZE, zu der die postsowjetischen Staaten ebenso gehören wie auch die USA und Kanada, ist eine derart disparate Organisation, dass von ihr wenig zu erwarten ist, solange die wichtigsten Mitgliedsstaaten in einem scharfen Konflikt zueinander stehen.

Die Schweiz tut gut daran, sich im Windschatten der EU zu halten. Das Land wird als Ausrichter gebraucht werden, wenn wieder Ukraine-Gespräche anstehen (Genf II). Deutschland dagegen könnte sich in Brüssel aber als Tempomacher anbieten. Am Mittwoch sandten das Bundeskanzleramt und das Aussenministerium in Berlin markige Worte an die Adresse Moskaus. «Es reicht», hiess es in der deutschen Hauptstadt. Wirtschaftssanktionen seien das Gebot der Stunde. Die Botschaft war zu vernehmen, allein es fehlt der Glaube.

Tatsächlich stellt sich die Frage: Wann, wenn nicht jetzt? Fast 300 Zivilisten sind tot, weil Söldner im Osten der Ukraine alles tun, um das Land, das nach Westen strebt, in Krieg und Chaos zu stürzen. Es mag noch nicht den letzten Beweis dafür geben, dass die prorussischen Separatisten für den Absturz des Fluges MH17 verantwortlich sind. Unstrittig ist aber, dass es die Katastrophe nicht gegeben hätte, wenn Putin nicht sein «Marionetten-Jo-Jo» spielen würde.

tageswoche.ch/+bb6py

×

Schwierige Vermittlerrolle: Bundespräsident Didier Burkhalter mit Russlands Präsident Wladimir Putin.

FOTO: KEYSTONE



Ulrich Krökel berichtet aus Polen, der Ukraine, Weissrussland und dem Baltikum.

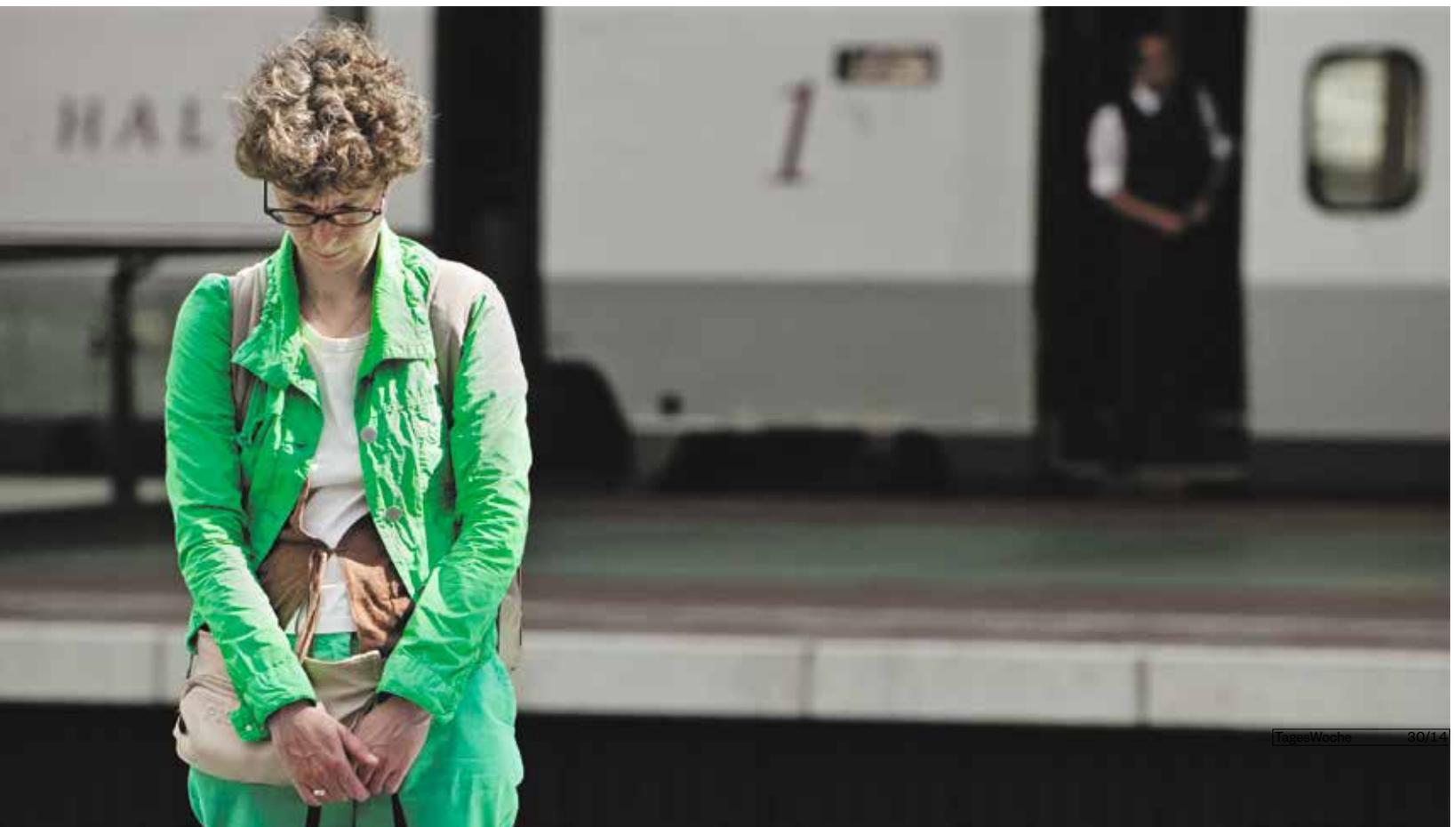
Ganz Holland hielt inne, als am vergangenen Mittwoch die ersten 40 Särge des Flugzeugabsturzes in der Ostukraine in der Heimat ankamen.

Ein Land in Trauer

von Marten van Dijk (Bilder und Text)



Blumenmeer am Flughafen Schiphol in Amsterdam, von wo aus der Unglücksflug MH17 gestartet war (oben). Eine Minute lang wurde in den Niederlanden geschwiegen (unten).





Am vergangenen Mittwochabend versammelten sich Tausende zu einem stummen Marsch durch Amsterdam (oben). Die ersten 40 Särge wurden in einem Konvoi vom Flughafen Eindhoven nach Hilversum gebracht.



Mit einem nationalen Trauertag gedachten die Niederländerinnen und Niederländer am Mittwoch der Opfer des Fluges MH17, der vergangene Woche im Bürgerkriegsgebiet der Ostukraine abgestürzt war. Die ersten 40 Särge kamen um 16 Uhr am Flughafen in Eindhoven an. Insgesamt 193 der 298 Passagiere und Besatzungsmitglieder, die an Bord des Malaysia-Airlines-Flugs von Amsterdam nach Kuala Lumpur am Donnerstag vor einer Woche ums Leben kamen, waren Niederländer.

Nach der Landung der beiden Maschinen, die die sterblichen Überreste aus dem ukrainischen Charkow nach Eindhoven transportierten, spielte ein Trompeter auf dem Rollfeld den letzten Gruss.

Dies war das Signal für eine landesweite Schweigeminute. Von Groningen bis Maastricht stand das Leben still. Kirchenglocken läuteten im ganzen Land, alle öffentlichen Verkehrsmittel stoppten. Flaggen auf den Dächern von Regierungsgebäuden, Polizeistationen und Botschaften wehten auf Halbmast.

Das letzte Mal, als in den Niederlanden ein nationaler Tag der Trauer abgehalten wurde, war im Jahr 1962 nach dem Tod der ehemaligen Königin Wilhelmina.

Am Abend fanden sich Tausende Menschen zusammen, um schweigend durch Amsterdam zu marschieren. Stumme Zeugen einer Tragödie, die das ganze Land seit Tagen erschüttert.

tageswoche.ch/+xqeyy

×

Der Streit um Irans Atomprogramm hält an. Doch die Konflikte in der Region könnten eine Lösung erzwingen.

In der Hand der Hardliner

von Bernhard Schinwald

Bürgerkrieg in Syrien. Das notorisch fragile Afghanistan. Der Vormarsch der Jihadisten des Islamischen Staats im Irak und in Syrien (ISIS). Und die neuste Eskalation im Gaza-Streifen. All diese Konflikte drohen den Nahen und den Mittleren Osten endgültig grossflächig im Chaos versinken zu lassen. Das einzige stabile Land zwischen dem Hindukusch und dem östlichen Mittelmeer ist derzeit Iran.

Doch auch die iranische Regierung befindet sich aktuell in einer wichtigen Auseinandersetzung. Auch wenn diese in der Flut der Ereignisse der letzten Wochen beinahe in Vergessenheit geraten ist, könnte ihr Ausgang für die gesamte Region von entscheidender Bedeutung sein. Seit Februar wird in Wien über ein dauerhaftes Abkommen zur Beilegung des Atomstreits verhandelt.

Ziel dieses Abkommens ist es, das iranische Atomprogramm so weit einzuschrän-

Präsident Hassan Rohani sucht den Dialog mit dem Westen, doch die Konservativen in Iran sabotieren seine Politik. FOTO: REUTERS



ken, dass es ausschliesslich für zivile, nicht aber für militärische Zwecke nutzbar ist. Im Gegenzug dafür soll die Weltgemeinschaft die tiefgreifenden Sanktionen gegenüber Teheran aufheben. Ursprünglich sollte bis zum 20. Juli eine Lösung gefunden sein. Dieser Plan ist gescheitert. Die Verhandlungen werden nun bis Ende November fortgesetzt.

Es gäbe auch gemeinsame Interessen

Der Streit hat sich seit dem Beginn der Präsidentschaft des konservativen Hardliners Mahmud Ahmadinejad (2005 bis 2013) zunehmend zugespitzt. Der Iran verweigerte den internationalen Kontrolleuren hartnäckig den Zugang zu seinen Anlagen und drohte gar offen mit der Entwicklung von Atomwaffen. Die USA und Europa antworteten mit zunehmend schärferen Sanktionen.

Diese Sanktionen betrafen vor allem das wichtige Ölgeschäft. Sie zielten aber auch auf neuralgische Punkte ab, etwa durch den Ausschluss vom Swift-System, womit es beinahe unmöglich wurde, vom Iran aus internationale Banktransaktionen durchzuführen. Die Sanktionen setzten dem Land und seiner Wirtschaft enorm zu – vor allem seit sich auch Russland und China dem Embargo des Westens angeschlossen haben.

Im Juni des letzten Jahres wurde der moderate Kleriker Hassan Rohani mit dem Versprechen, die Aufhebung der Sanktionen zu verhandeln, zum Präsidenten gewählt. Drei Monate später begannen die Verhandlungen unter der Leitung von Ausenminister Mohammad Javad Zarif und der EU-Aussenbeauftragten Catherine Ashton. Im November 2013 wurden in Genf eine Interimslösung und ein Fahrplan für eine dauerhafte Lösung vereinbart. Diese wird seit Februar in Wien verhandelt.

Die Diplomatie scheitert nicht am mangelnden Geschick der Verhandler, sondern an Vorbehalten auf beiden Seiten.

Mit den umliegenden Konflikten im Mittleren Osten geht das Interesse an einer Einigung mittlerweile jedoch für beide Seiten über die Kernthemen hinaus. Scheitert eine diplomatische Lösung, droht der Atomstreit mit militärischen Mitteln ausgetragen zu werden. Sowohl Israel als auch Teile der amerikanischen Führung drohen mit gezielten Luftangriffen auf die iranischen Atomanlagen. Ein Scheitern könnte ausserdem zu einem Wettrüsten mit anderen regionalen Mächten, allen voran Saudi Arabien, führen.

Eine weitere Eskalation im Mittleren Osten ist für alle Beteiligten alles andere als wünschenswert. Im Gegenteil: Iran und der Westen könnten sich sogar gegenseitig

als nützliche Partner erweisen. Der radikale Islamismus in Gestalt der ISIS und der al-Qaida ist ein gemeinsamer Feind. Ebenso wollen beide Seiten die Einheit des Iraks aufrechterhalten. Auch in Syrien wird ohne Iran, der das Assad-Regime weiterhin stützt, kaum ein dauerhafter Frieden zustandekommen.

Ein umfassendes Abkommen könnte Iran aus seiner internationalen Isolation befreien und die Basis für eine weitere Zusammenarbeit in der Region bilden. Nach dem ISIS-Vormarsch im Irak wurden erste Gespräche zwischen den USA und Iran über mögliche Kooperationen geführt, die allerdings erfolglos blieben.

So gross das Interesse beider Parteien an einer diplomatischen Beilegung des Konflikts auch ist, konnte doch bislang keine Formel gefunden werden, die sowohl in Teheran als auch in Washington politisch durchsetzbar wäre. Das liegt allerdings weniger am mangelnden Geschick der Verhandler als an den Vorbehalten, die beiderorts herrschen.

Die Limitierung des Atomprogramms wäre ein massiver Eingriff in die Souveränität Irans und kann nicht ohne das Wohlwollen des Obersten Rechtsgelehrten Ali Chamenei und der Revolutionsgarde zustande kommen. Auf der anderen Seite bräuchte es eine Mehrheit im US-Kongress, um die Sanktionen dauerhaft aufzuheben. Ein Abkommen muss daher nicht die Chefverhandler und noch nicht einmal die beiden Präsidenten überzeugen, sondern die Hardliner an den jeweils entscheidenden Stellen.

Machtkampf in Irans Führung

Seit der Wahl von Hassan Rohani im letzten Jahr findet ein erbitterter Machtkampf zwischen den moderaten und konservativen Kräften in der iranischen Führung statt. Hintergrund dafür ist unter anderem die anstehende Wahl des Expertenrates im nächsten Jahr.

Der Expertenrat wird für jeweils acht Jahre gewählt. Seine Hauptaufgabe ist, den mächtigsten Posten des Landes, jenen des Obersten Rechtsgelehrten, zu besetzen. Ajatollah Ali Chamenei, der 1989 in dieses Amt gewählt wurde, ist 75 Jahre alt und vielen Berichten zufolge nicht mehr bei allerbesten Gesundheit. Der Ausgang dieses Machtkampfes könnte demnach die Politik des Landes für die kommenden Jahrzehnte bestimmen. Ein Abkommen würde zweifelsfrei den moderaten Kräften in die Hände spielen.

Ajatollah Chamenei selbst verhält sich bezüglich der Atomverhandlungen widersprüchlich. Zum einen sagte er den iranischen Verhandlern wiederholt und ausdrücklich seine Unterstützung zu. Zum anderen fällt er ihnen mit unabgesprochenen öffentlichen Aussagen immer wieder in den Rücken.

Der grösste Widersacher einer Einigung aufseiten der sogenannten P5+1-Gruppe (die fünf Veto-Mächte im UN-Sicherheitsrat sowie Deutschland) ist der amerikani-

sche Kongress. Sowohl der Senat als auch das Repräsentantenhaus stehen den Verhandlungen skeptisch gegenüber. Selbst nach Abschluss des Interimsabkommens im November 2013 wurden immer wieder Versuche unternommen, neue Sanktionen gegenüber Teheran zu verhängen. Diese Versuche scheiterten jeweils am Veto von Präsident Obama. Wären sie erfolgreich gewesen, wären die Verhandlungen unmittelbar gescheitert.

Zurzeit befindet sich der Kongress im Wahlkampf. Am 4. November stehen die wichtigen Midterm Elections an, in denen ein Drittel des Senats und das ganze Repräsentantenhaus neu gewählt werden. Ein Stimmungswechsel zugunsten eines Abkommens gilt bis zu diesem Zeitpunkt als unwahrscheinlich.

Die entscheidende Frage ist derzeit noch jene zwischen Pragmatismus und Ideologie.

Letztlich befinden sich also beide Seiten in einem ähnlichen Zwiespalt: Einerseits würden alle Beteiligten mit einem Abkommen mehrere Fliegen auf einmal schlagen; andererseits bleiben die gegenseitigen Vorbehalte enorm. Die entscheidende Frage, die sich auf beiden Seiten stellt und die jeweilige innenpolitische Auseinandersetzungen bestimmt, ist jene zwischen Pragmatismus und Ideologie.

Den Todesstoss gegen eine rasche Einigung führte unlängst Ajatollah Chamenei, als er in einer Rede Anfang Juli den langfristigen Bedarf an Atomzentrifugen auf 190 000 bezifferte. Die europäischen und amerikanischen Verhandler dagegen denken eher an wenige Tausend Stück. Im US-Kongress vertreten wiederum viele die Meinung des israelischen Premiers Benjamin Netanjahu, wonach ein rein ziviles Atomprogramm überhaupt keiner Zentrifugen bedürfe.

Weitere Verhandlungen bis November

Den Verhandlern in Wien ist es, trotz der zwischenzeitlichen Mithilfe von US-Aussenminister John Kerry, nicht gelungen, eine Lösung zu finden, die unter diesen Umständen durchsetzbar wäre. Dennoch wurde die jüngste Runde aufgrund der grossen Fortschritte in den letzten Monaten und in der Hoffnung auf günstigere innenpolitische Umstände mit der Übereinkunft beendet, bis 24. November weiter zu verhandeln.

Ob diese Hoffnungen berechtigt sind, wird sich zeigen. Möglicherweise werden die gegenseitigen Vorbehalte bis dahin aber auch von weiteren Eskalationen im Nahen und Mittleren Osten überholt. Dann könnte eine Einigung nicht mehr eine Frage zwischen Pragmatismus und Ideologie sein, sondern blanke Notwendigkeit.

tageswoche.ch/+8dnoe

×

Carlo Knöpfel kennt sich mit Armut aus und spricht Klartext zu Ursachen und Umgang mit dem verdrängten Problem.

«Arme sind nicht selber schuld»

von Yen Duong und Reto Aschwanden

Soeben hat die Caritas das neue «Handbuch Armut in der Schweiz» veröffentlicht. Co-Autor Carlo Knöpfel spricht über Fehlentwicklungen in der Sozialpolitik und seinen persönlichen Zugang zu diesem Thema.

In einem Artikel zum neusten Armutsbericht des Bundes schrieb die NZZ das Wort Armut in Anführungszeichen.

Existiert Armut in der Schweiz tatsächlich nur in Anführungszeichen oder betreibt diese Zeitung damit eine Verharmlosung des Problems?

Die Frage ist nicht zuletzt, wie man Armut misst und definiert. Die neuen Zahlen des Bundesamtes für Statistik sind eine Erhebung, die das BFS genauso macht wie andere Statistikämter in Europa – als Teil

einer Eurostat-Statistik. Armut wird dabei als relativer Begriff definiert. Wer weniger als 60 Prozent eines sogenannten Medianeinkommens erzielt, gilt als armutsgefährdet – was immer das dann bedeutet. Das ist das Problem an dieser Statistik. Die Caritas verwendet diese Zahlen nicht ernsthaft, sie dienen mehr als ein zusätzlicher Indikator. Uns ist es viel wichtiger, eine absolute Armutsgrenze gemäss den Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) zu haben. Eine Einzelperson braucht demnach 986 Franken pro Monat für den Lebensbedarf. Dazu kommen die Miete und die Krankenkassenprämie. Bei einer Familie mit zwei Kindern liegt die Armutsgrenze bei rund 4400 Franken.

Es gibt bürgerliche Politiker, die hinter vorgehaltener Hand davon sprechen, wir müssten die Entstehung einer dauerhaften Unterschicht akzeptieren.

Ich glaube, eine solche Schicht gibt es bereits in der Schweiz. Die Frage ist mehr, wie wir sozialpolitisch damit umgehen.

Wie gehen wir denn damit um?

Es gab seit den 90er-Jahren einen Wandel: Leistungs-/Gegenleistungsprinzip, Fördern und Fordern, aktivierender Sozialstaat – das sind alles Schlagwörter, die darauf abzielen, dem Einzelnen zu sagen: Du musst dich einfach anstrengen, dann kommt das schon. Aus meiner Sicht ist das

Es geht nicht nur um Geld. Für Carlo Knöpfel ist die Aussichtslosigkeit das Hauptproblem von Armutsbetroffenen. FOTO: HANS-JÖRG WALTER



aber eine grundsätzlich falsche Interpretation der Situation. Es hat strukturelle Gründe, dass so viele Menschen Mühe haben, ihre Existenz im Arbeitsmarkt zu sichern. Es ist nicht die Schuld des Einzelnen. Das ist im Kern meine Kritik am Ganzen.

Welche Personen sind hauptsächlich von der Armut betroffen?

Es gibt zwei Treiber für Armut. Der eine ist der Arbeitsmarkt, der andere die Familiensituation. Der Wandel im Schweizer Arbeitsmarkt führt dazu, dass Menschen mit geringer beruflicher Qualifikation oder anderen Einschränkungen – etwa gesundheitlichen Problemen oder mangelnden Sprachkompetenzen – Schwierigkeiten haben, überhaupt eine Stelle zu finden oder eine Stelle, die ein Einkommen generiert, das für sie und ihre Familien existenzsichernd ist. Wir haben eine hohe Arbeitslosigkeit bei wenig Qualifizierten, die dann ausgesteuert werden und bei der Sozialhilfe landen. Und wir haben die Working Poor – Menschen, die mit ihrer Arbeit kein Einkommen erzielen, das reicht.

Früher fanden auch diese Menschen ein Auskommen.

Die Schweiz betreibt im globalen Wettbewerb eine Standortpolitik, die darauf abzielt, Firmen anzuziehen, die hochqualifizierte Arbeitskräfte brauchen: kapitalintensive, wissensintensive Aufgaben. Das ist spannend für uns als Erwerbstätige, aber auch für die Wirtschaft und Gesellschaft, denn es generiert unseren Wohlstand. Aber es führt automatisch dazu, dass die weniger Qualifizierten Probleme bekommen.

Welche Probleme sind das konkret?

Sie werden verdrängt in Hilfsjobs, etwa die Reinigung, Gastronomie, Hotellerie, das sind klassische Tieflohnbranchen. Kommt hinzu, dass wir als Kunde immer mehr zum Mitarbeiter der Firmen gemacht werden. Wir scannen in der Migros oder beim Coop unsere Waren selber ein und tanken unser Auto selber auf. Die Dienstleistungsunternehmen steigern dabei ihre Produktivität und bauen Personal ab. Dadurch gehen Stellen für wenig Qualifizierte verloren.

Sie erwähnten die Familie als zweiten Armutsreiber.

Da gibt es zwei Aspekte: Nach Scheidungen ist das Armutsrisiko, vor allem für alleinerziehende Mütter, relativ gross. Insbesondere dann, wenn man schon als Paar wenig verdient hat. Dann müssen aus diesem Einkommen zwei Haushalte finanziert werden. Und der Mann muss ja nur so viel Alimente bezahlen, dass er nicht selber unter die Armutsgrenze fällt. Das alles führt automatisch dazu, dass ein grosser Teil – und hier sprechen wir nun wirklich von einem grossen Teil – der Alleinerziehenden mit dem Geld nicht durchkommt und in der Sozialhilfe landet.

Und der zweite Aspekt?

Das betrifft Familien mit drei und mehr Kindern. Da kann man ein Einkommen haben, das weit über der Armutsgrenze liegt, aber mit drei Kindern in einer Stadt wie Basel oder Zürich – denken wir an Mietpreise

und Krankenkassenprämien – reicht es trotzdem nicht. Und viele Armutsbetroffene leben in Städten – im Moment noch.

Was heisst «im Moment noch»?

Die Aufwertung der Quartiere führt dazu, dass Armutsbetroffene verdrängt werden. Das sehen Sie hier in Basel: Es hat beispielsweise im St. Johann immer weniger Platz für Menschen in Armut. Sie können sich die Mieten gar nicht mehr leisten.

Und wohin ziehen die Armen?

In Basel etwas Günstiges zu finden, wird zunehmend schwieriger. Es leben deshalb immer mehr Armutsbetroffene in Allschwil, Muttenz oder Birsfelden. Die Gentrifizierung in den Städten, also die Aufwertung von Wohnvierteln wie das Matthäusquartier oder der Voltaplatz bekommen die Sozialhilfeämter in den Agglomerationen zu spüren, dort steigen die Bezugsquoten.

Das heisst, in Basel-Stadt geht die Sozialhilfequote dank der Gentrifizierung zurück?

In Basel-Stadt ist die Quote immer noch sehr hoch, aber das Problem wäre bestimmt noch gravierender, wenn es keine Gentrifizierung gegeben hätte.

Macht Basel-Stadt genug in der Armutsbekämpfung?

Das ist nicht nur eine Frage der Quantität, sondern auch der Qualität. Es geht aber in die richtige Richtung.

«Die Gentrifizierung in den Städten spüren die Sozialhilfeämter in den Agglomerationen.»

Wo besteht noch Handlungsbedarf?

Es ist vor allem wichtig, Armut im Lebenslauf zu vermeiden. Daher sollten Kinder aus sozial benachteiligten Familien früh gefördert werden – und in diesem Bereich könnte Basel-Stadt noch mehr machen. Es gibt zwar entsprechende Angebote, aber es liegt noch mehr drin. Ein weiteres Problem sind die über 50-Jährigen, die meines Erachtens ein Angebot in einem zweiten Arbeitsmarkt brauchen. Doch das kostet, und der Sozialstaat Basel ist unter Finanzierungsdruck.

Gerade in Basel gibt es viele nicht-staatliche Akteure wie die CMS, GGG oder andere Stiftungen, die quasi einen Schatten-Sozialstaat bilden. Eine gefährliche Entwicklung?

Eine gewisse Verführung seitens der Regierung, Angebote auf Private abzuschieben, ist sicher vorhanden. Der Staat soll und kann aber auch nicht alles machen. Ich sehe private Institutionen deshalb als komplementär und nicht als substitutiv zum Sozialstaat an. Die Gefahr von privaten Institutionen ist aber immer eine gewisse Willkürlichkeit und Zufälligkeit.

Können Sie hinter den Zahlen zur Armut eine Tendenz erkennen?

Die Armutsquote ist mehr oder weniger konstant. Die Zahl der Sozialhilfebezüger

steigt aber langsam an. Das heisst: Die Leute, die arm sind, werden sozusagen ärmer. Einige sind an der Armutsgrenze, gehen aber nicht aufs Sozialamt, weil sie sich noch irgendwie durchwursteln können. Wenn sie aber noch weniger Einkommen erzielen, dann bleibt irgendwann nichts anderes, als der Gang aufs Sozialamt. Die Armut akzentuiert sich, würde ich sagen.

Wie die Reichen, die reicher werden.

Genau. In der Schweiz leben derzeit 330 000 Millionäre und 290 000 Sozialhilfebezüger. Was wäre, wenn jeder Millionär als Götti eines Sozialhilfebezügers auftreten würde? Dann wäre das Problem auf materieller Ebene erledigt. Diese beiden Welten liegen aber weit auseinander. Die meisten Reichen kennen gar keine Armen. Armut ist auch nicht so sichtbar in der Schweiz wie in anderen Ländern. Die Betroffenen tun alles dafür, möglichst nicht aufzufallen.

Dennoch gibt es immer wieder Leute, die sich an Randständigen stören, so etwa LDP-Politiker André Auderset, der die Alkoholiker vom Claraplatz weghaben möchte.

Die Schweizer neigten schon immer dazu, soziale Probleme unsichtbar zu machen. Ich befürchte, dass diese Tendenz noch mehr zunehmen wird.

Die Caritas ist bestrebt, dass man Armut in der Schweiz weniger als materielles, sondern als soziales Phänomen versteht. Wieso?

Armutsbetroffene haben sehr oft keine Perspektive mehr. Der Arbeitsmarkt und die Gesellschaft bieten den Betroffenen kaum noch vernünftige Optionen an, um aus dem Schlamassel wieder rauszukommen. Die Aussichtslosigkeit ist das gravierendste Problem von Armutsbetroffenen.

Woher kommt eigentlich Ihr Interesse für Armut? Waren Sie selber mal arm?

Ich bin tatsächlich in einer – wie man heute sagen würde – Working-Poor-Familie aufgewachsen. Mein Vater war Rheinschiffer, und ich bin auf dem Fluss unter auch in finanzieller Hinsicht engsten Verhältnissen aufgewachsen. Als junger Erwachsener geriet ich in die Diskussion um die Befreiungstheologie und in die Basisgemeinde-Bewegung. Zunächst ging es um globale Armut, doch dann kam bald die Frage: Wie siehts eigentlich in der Schweiz aus? Das hat mich nach dem Studium schnell zur Caritas geführt, die gerade eine neue Grundlagenstelle eingerichtet hatte, deren Aufbau mir übertragen wurde. Dadurch habe ich mich rasch einmal auf das Thema Armut in der Schweiz konzentriert. tageswoche.ch/+mag76 ×

Carlo Knöpfel (55) arbeitete lange bei der Caritas Schweiz, zuletzt als Verantwortlicher für die Inlandarbeit. Seit 2012 ist er Professor für Sozialpolitik und Sozialarbeit am Institut für Sozialplanung und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit in Basel. Mit Claudia Schuwey hat er das neue «Handbuch Armut in der Schweiz» verfasst.

Firmensanierung

Ein Richtungsstreit trieb Weleda vor zwei Jahren fast in den Ruin. Heute geht es der Firma wieder besser. Was ist passiert?

Ökonomisierte Anthroposophie

von Matthias Opliger

Zuerst passierte gar nichts, dann ging alles sehr schnell. Die Eigentümer von Weleda schauten jahre-, wenn nicht jahrzehntelang zu, wie beim Traditionsunternehmen in Arlesheim alles aus dem Ruder lief. Anfang 2012 befand sich Weleda in einer existenziellen Krise, weil der Umsatz mit anthroposophischen Arzneimitteln und Naturkosmetik seit Jahren zum ersten Mal nicht zunahm, sondern leicht zurückging, um 0,3 Prozent. Ein gesundes Unternehmen hält so etwas einigermassen unbeschadet aus. Bei Weleda aber war sofort Feuer im Dach.

Der Umsatzrückgang war die letzte Eskalation eines langen Prozesses, den heute viele schon früh als Problem erkannt haben wollen. Gehandelt wurde trotzdem nicht, beziehungsweise viel zu spät.

Der heutige Weleda-Chef Ralph Heinisch wählt seine Worte vorsichtig. Journalistenfragen, die ihm nicht passen, korrigiert er. Den Begriff «Einsparungen» etwa hört er nicht gerne, lieber spricht er von «bewusstem Geldausgeben». Deutlicher fallen seine Worte aus, wenn er über den Zustand von Weleda im Jahr 2012 spricht: «Das Unternehmen befand sich in einer tiefen Krise.»

Steiner gegen Betriebswirtschaft

Die «Krise», das waren Millionenverluste, eine gespaltene Führung, fatale Investitionsentscheide und eine Eigentümerschaft in Aufruhr. Dann kam der grosse Schnitt: Unternehmensführung und Verwaltungsrat wurden komplett ausgetauscht, und Heinisch wurde als Sanierer eingesetzt. Das war im März 2012. Rund zwei Jahre später kann der neue Chef gute Zahlen präsentieren. Was ist passiert?

Um Weleda tobte und tobt noch immer ein Richtungsstreit: Traditionalisten stehen Reformern gegenüber. Erstere haben sich dem Denken Rudolf Steiners verschrieben. Für sie steht die ganzheitliche Gesundheit des Menschen und des sozialen Organismus über allem. Letztere denken betriebswirtschaftlich, aus ihrer Sicht

kann sich anthroposophisches Engagement nur leisten, wer Geld verdient. Die Traditionalisten betrachten das Geschäft mit den anthroposophischen Arzneimitteln als nobelste Aufgabe von Weleda. Die Reformen sehen im stetig wachsenden Markt mit Naturkosmetik die Zukunft. Schon heute machen die Kosmetika zwei Drittel des Weleda-Umsatzes aus.

Der Arzneimittelsektor überlebte nur dank Quersubventionen aus der Kosmetikabteilung.

Der grösste Teil der Weleda-Aktien befindet sich in den Händen der beiden anthroposophischen Institutionen Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft (AAG) und Ita Wegmann Klinik. Die Antwort auf die Fragen nach dem Grund für die Krise und für die beginnende Gesundung sind bei den Hauptaktionären zu finden. Da sind sich heute alle einig.

Georg Fankhauser sass von 2001 bis 2012 im Verwaltungsrat bei Weleda, die letzten drei Jahre als Präsident. Die Krise fällt also in seine Ägide. Die strategischen Probleme waren der Geschäftsleitung und dem Verwaltungsrat wohl bewusst: «Bei den Eigentümern fehlte es über Jahre an Problembewusstsein.» Er habe schon länger auf das ungesunde Ungleichgewicht zwischen den beiden Sparten von Weleda hingewiesen. Das Geschäft mit der Naturkosmetik wuchs kontinuierlich, während die Arzneimittel schon länger defizitär waren und nur dank Quersubventionierung aus dem rentablen Kosmetiksektor überlebten.

Der Verwaltungsrat hatte unter der Leitung von Fankhauser die Geschäftsleitung beauftragt, die Balance bei Weleda wieder herzustellen: Die Straffung des riesigen, und deshalb unwirtschaftlichen Arzneimittelsortiments gehörte genauso zu den vorgeschlagenen Massnahmen wie die Be-

seitigung von Doppelspurigkeiten in den gewachsenen Führungsstrukturen. Beide Massnahmen sollten später von Ralph Heinisch angegangen und umgesetzt werden.

Zu Fankhausers Zeiten gab es für diese Massnahmen bei den Eigentümern keine Rückendeckung. In den beiden anthroposophischen Institutionen gibt es weite Kreise, die Traditionalisten, die unternehmerische Entscheide aus Prinzip ablehnten. Die Machtverhältnisse bei Weleda seien schwierig zu durchschauen, berichten ehemalige Verwaltungsräte.

Ein wichtiger Machtfaktor seien die anthroposophischen Ärzte, die um ihre Arzneimittel fürchten. Wenig Verständnis für unternehmerische Entscheide sollen insbesondere die deutschen Ärzte gehabt haben. «Diese üben als Mitglieder der anthroposophischen Gesellschaft über deren Vorstand einen grossen Einfluss auf die Gesellschaft aus, obwohl sie keine Weleda-Aktionäre sind», sagt ein ehemaliges Mitglied des Verwaltungsrats.

Diese Person berichtet von einer wankelmütigen Eigentümerschaft, die unbequeme Entscheide kleinmütig rückgängig machte, sobald aus der Ärzteschaft Kritik laut wurde. Kürzungen im Sortiment oder gar Entlassungen seien, gerade in Deutschland, nicht infrage gekommen, unabhängig davon, wie prekär die finanzielle Lage war.

Diesen Wankelmut bekam auch Fankhauser zu spüren. «Ich habe mich von den Eigentümern sehr schlecht unterstützt gefühlt», sagt er. Ohne Rückendeckung konnten Fankhauser und der Verwaltungsrat unbequeme Massnahmen nicht durchsetzen.

Obwohl Fankhauser das ungesunde Ungleichgewicht bei Weleda nicht als Einziger erkannte, stiess er auch innerhalb des Verwaltungsrats teilweise auf taube Ohren. «Wir zogen als Gremium nicht alle am selben Strick.» Die von den Hauptaktionären in den Verwaltungsrat entsandten Vertreter hätten sich teilweise gegenseitig blockiert und so wichtige Entscheide verzögert. Bis im März 2012 die komplette Führung abgesetzt wurde. «Weil die Weleda einen handlungsfähigen Verwaltungsrat braucht», wie das Unternehmen in einer Medienmitteilung schrieb.

Mit dem drastischen Schnitt begann bei Weleda eine neue Ära, die Eigentümer übernahmen die direkte Verantwortung. Verwaltungsratspräsident ist heute AAG-Vorstand Paul Mackay. Auch die Ärzteschaft hat nun ihren Vertreter im Verwaltungsrat. Die Kritiker aus dem Goetheanum verstummten, schliesslich sass nun einer der ihren am Steuer von Weleda.

Die neue Zusammensetzung des Verwaltungsrats zeigt Wirkung, CEO Heinisch verfügt offenbar über die nötige Rückendeckung. Denn seine Massnahmen waren einschneidend. Er baute das Unternehmen um, so dass eine ganze Führungsebene überflüssig wurde. Von den 2039 Vollzeitstellen strich Heinisch bis Ende 2012 über 100, ein Grossteil davon im Management. Gleichzeitig verhängte er einen Investitionsstopp von zwei Jahren. Ausserdem



Nach Jahren der Misswirtschaft blüht Weleda wieder auf. Wie der Heilpflanzengarten am Hauptsitz in Arlesheim.

FOTO: NILS FISCH

wurde das defizitäre Medikamentensortiment schrittweise reduziert, ein Vorgang der immer noch andauert.

Selbsterstörerische Züge?

Letztere Massnahme ist bei den anthroposophischen Ärzten unpopulär. Schliesslich wurde Weleda gegründet, um diese Therapierichtung zuverlässig mit Arzneimitteln zu versorgen. Ein Vertreter der kritischen Ärzteschaft und damit der Traditionalisten ist Andreas Worel. Der Arzt war einst medizinischer Leiter bei Weleda und rief die AAG 2012 auf, endlich die Verantwortung im selbsten Unternehmen zu übernehmen. Er bleibt skeptisch, denn dass die Zahlen heute gut aussehen, sei eine Beschönigung dank Personalreduktionen.

«Es ist ein Riesenfehler, bewährte Arzneimittel aus Absatzgründen aus dem Sortiment zu nehmen», findet Worel. Denn zwei Jahre danach verfallte die Zulassung, und eine spätere Neuregistrierung sei kaum zu finanzieren. Daher seien ausgelistete Medikamente definitiv verloren – ungeachtet ihrer medizinischen Bedeutung gerade bei seltenen Erkrankungen.

Worel attestiert auch der aktuellen Strategie «selbsterstörerische Züge», weil sie der zentralen Aufgabe von Weleda als Unternehmen der anthroposophischen Medizin faktisch widerspreche. «Der neuen Führung mangelt es sowohl an medizinischem wie mit den Besonderheiten der anthroposophischen Heilmittelherstellung und -entwicklung vertrautem Sachverstand», bemängelt er. Die Patientenbedürfnisse würden zu wenig berücksichtigt.

Am Beispiel der Arzneimittelsortimente zeigt sich der Einfluss der deutschen Ärzte.

Die Sortimente unterscheiden sich je nach Land stark. Das deutsche Sortiment ist das grösste. Entsprechend müsste dort die Sortimentsbereinigung am stärksten ins Gewicht fallen.

Doch dem «Geschäfts- und Nachhaltigkeitsbericht 2013» ist zu entnehmen, dass das Gegenteil der Fall ist. Während etwa das Sortiment in Frankreich von 2000 Präparaten auf 1400 zusammengestrichen wurde, sind solche einschneidenden Massnahmen in Deutschland ausgeblieben. Der Geschäftsbericht spricht lediglich von einer «Neustrukturierung», welche Arbeitsabläufe vereinfache und Kosten senke.

Künftig will Weleda ein eigenes Mistelpräparat zur Behandlung von Krebs entwickeln.

Heinisch hat noch einen weiteren drastischen Schnitt vorgenommen: Auf Ende 2015 beendet Weleda die jahrzehntelange Kooperation mit dem Institut Hiscia, Verein für Krebsforschung. Zusammen mit Hiscia hat Weleda das Medikament «Iscador» entwickelt und vertrieben. Hiscia war für Forschung und Produktion zuständig, Weleda für Vertrieb und Marketing.

Iscador ist ein Mistelpräparat, das in der Behandlung von Krebspatienten eingesetzt wird. Die Umsätze sind seit Jahren rückläufig, unter anderem weil das Medikament in Deutschland die Kassenzulassung verloren hat. «Wir konnten uns mit Hiscia nicht auf ein gemeinsames Geschäftsmodell für die

Zukunft einigen», sagt Heinisch. Sämtliche Markenrechte von Iscador gingen an Hiscia über. Weleda will eigene Mistelpräparate entwickeln und damit die Hoheit in diesem Markt erlangen. Die Reformer sehen in der neuen Weleda keinen Platz mehr für diese Kooperation.

Damit steht Hiscia vor der gewaltigen Aufgabe, in etwas mehr als zwei Jahren eine eigene funktionierende Vertriebsabteilung aufzubauen. Dass der Verein damit an seine Grenzen stösst, ist offensichtlich.

Michael Werner ist Leiter von Hiscia. Auf Fragen nach der Zukunft reagiert er beinahe trotzig. «Das Medikament wird Weleda langfristig fehlen. Es ist nicht einfach, ein Mistelpräparat von Grund auf neu zu entwickeln und im Markt bekannt zu machen.» Hiscia werde mit Iscador Marktführer bleiben, ist Werner überzeugt. Zwar rechne er zu Beginn mit Umsatzeinbussen. Da das Medikament bei Ärzten und Patienten jedoch gut etabliert sei, würden sich die Verkaufszahlen bald erholen. «Letzlich ist es auch für uns am besten, wenn wir uns von dieser komplizierten Symbiose befreien können», sagt Werner.

Kritiker Worel ist gleichfalls skeptisch, was die Fähigkeiten von Weleda betrifft, ein eigenes Mistelpräparat zu entwickeln und die Zulassung dafür zu erhalten. «Durch den Verkauf von Iscador verspielt das Unternehmen seine Marktführerschaft und Kompetenz in diesem Bereich.» Dass sich Weleda von Hiscia verabschiedet, ist für Worel ein weiteres Zeichen dafür, wie wenig Verständnis der komplexe Bereich Arzneimittel bei den Reformern von Weleda geniess.

tageswoche.ch/+fmekk

Online



Ein Interview mit Weleda-Chef Ralph Heinisch sowie weitere Berichte zum Unternehmen finden Sie online: tageswoche.ch/+day0q

Im Kampf gegen das neue Überwachungsgesetz Büpff könnte es zu ungewöhnlichen Allianzen kommen. Die Vorlage spaltet die Parteien.

Kritiker von links und rechts

Online



tageswoche.ch/
themen/
Überwachung

von Joel Bedetti

Das Kürzel tönt niedlich. Wie der Name eines lokalen Gerichts oder eines kleinen Bergs. Doch die geplante Revision des Bundesgesetzes betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs, kurz Büpff, ist nicht harmlos.

Sie beinhaltet zwei folgenreiche Anliegen der Ermittlungsbehörden: Um auch die neuen, digital verschlüsselten Kommunikationsmittel wie Skype und Whatsapp abhören zu können, wollen sie künftig sogenannte Staatstrojaner einsetzen: Viren, die sich auf dem Zielcomputer einnisten. Ein Staatstrojaner darf aber nur auf richterlichen Beschluss und bei konkretem Verdacht eingesetzt werden.

Zudem soll gemäss der Büpff-Revision jeder Telekommunikations- und Internetanbieter die Randdaten aller Kunden ein Jahr lang speichern; bisher waren es sechs Monate. Für die Anbieter bedeutet das Investitionen in Speicherplatz und Datenmanagement. Für eine einzelne Firma geht das schnell in die Millionen. Dabei gerät die Vorratsdatenspeicherung international immer stärker unter Beschuss; im April hat der europäische Gerichtshof die diesbezügliche EU-Richtlinie als nicht konform mit EU-Recht erklärt.

Im Juni kam das Büpff in den Ständerat. Der NSA-Abhörskandal und der Fall um den Waadtländer Weinhändler Dominique Giroud, dem vorgeworfen wird, mithilfe eines Bundespolizisten Journalisten bespitzelt zu haben, schienen die Kantonsvertreter kalt zu lassen. Sie winkten die Vorlage ohne grosse Diskussion mit nur zwei Gegenstimmen und vier Enthaltungen durch. Das Büpff schien ihnen mehr ein technisches Update für die Behörden zu sein als Anlass zu einer Grundsatzdebatte. SP-Ständerätin Anita Fetz warnte als einsame Kritikerin vor der Reichweite des Gesetzes.

Spätestens in der kommenden Winter-session wird sich der Nationalrat mit dem Büpff befassen. Anders als im Ständerat wird es dort zu einer Grundsatzdebatte kommen. Dabei wird sich eine derzeit noch kleine, aber entschiedene Gegnerschaft zu Wort melden. Am 26. Mai trafen sich im Bahnhofbuffet Olten Mitglieder der Piratenpartei, der PdA, aller Jungparteien sowie Vertreter der IT-Industrie. Sie gründeten ein Nein-Komitee, um schon während der Parlamentsdebatte einen Referendumsdruck aufzubauen.

Spannende Situation

Klar Position gegen die Vorlage bezogen haben bisher die politisch unbedeutenden Piraten. Für sie sind Privatsphäre und Netzpolitik ein Kerndossier. Und deshalb, wie Sprecher Denis Simonet betont, werden sich die Piraten mit aller Kraft gegen die Gesetzesänderung einsetzen. Auch gegen das Gesetz stimmen werden die Grünen mit Balthasar Glättli und Dani Vischer, die sich an vorderster Front dagegen einsetzen.

Ins Ja-Lager gehört die politische Mitte um CVP und BDP. Auch die Freisinnigen werden das Büpff kaum bekämpfen. Ablehnend geäussert hat sich nur Nationalrat und Informatikunternehmer Ruedi Noser. «Vielen Parlamentariern sind die Konsequenzen des Büpff zu wenig bewusst, weil sie digital fern sind», sagt er und lässt durchblicken, dass Privatsphäre bei seinen Parteikollegen keine grosse Bedeutung hat, wenn es nicht ums Bankgeheimnis geht. «Meine Parteikollegen werde ich daran erinnern, dass der Schutz der Privatsphäre auch im Internet wichtig ist», sagt Noser.

Schwer einzuschätzen sind die Grünliberalen. Von links heisst es, sie seien in diesen Fragen eher staatsgläubig. «Ich gewichte in dieser Frage die Sicherheit höher als die Freiheit», sagt zum Beispiel GLP-Natio-

nalrätin Isabelle Chevalley. Ihr Parteikollege Beat Flach gilt aber eher als kritisch.

Spannend ist die Situation an den politischen Polen, bei der SP und der SVP. Die Sozialdemokraten sind in der Zwickmühle. Das Büpff ist eine Vorlage ihrer Justizministerin Simonetta Sommaruga. SP-Geschäfts- und Fraktionsleitung versuchen deshalb, die Vorlage durchzubringen. Im Nationalrat hat das Büpff im «rechten» SP-Flügel um Nationalrat und Rechtsprofessor Daniel Jositsch überzeugte Befürworter.

Doch die Parteibasis und die Juso haben sich an der Delegiertenversammlung Ende Juni in einer Resolution gegen das Büpff ausgesprochen. Was die Resolution bewirken wird, ist unklar. Aber auch in der Nationalratsfraktion hat das Gesetz Gegner. «Es ist schwierig, die Position der zuständigen Bundesrätin nachzuvollziehen», sagt Susanne Leutenegger Oberholzer und verweist auf andere Länder, in denen die Überwachungsgesetze gestoppt wurden. «Das wäre auch von einer sozialdemokratischen Bundesrätin zu erwarten.»

Zu Zugeständnissen bereit

Sommaruga, hört man, versuche, widerpenstige Sozialdemokraten zu zähmen mit der Aufforderung, statt dem Büpff das Nachrichtendienstgesetz aus dem VBS zu bekämpfen, das vermutlich im Frühjahr 2015 ins Parlament kommen wird. Die Vorlage aus Ueli Maurers Departement sieht für den Nachrichtendienst einen Staatstrojaner vor, der im Gegensatz zu jenem im Büpff ohne richterlichen Beschluss und laufenden Verfahren eingesetzt werden soll.

Der SVP-Parteileitung bereitet das Büpff Kopfzerbrechen. Auch die SVP ist in Überwachungsfragen gespalten; in einen Lawand-Order-Flügel und in den behördenkritischen Flügel der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns).



Privatsphäre hat im Volk mehr Gewicht als bei Politikern.

FOTO: KEYSTONE

Auns-Präsident und Nationalrat Lukas Reimann kämpft gemeinsam mit der Jungen SVP aktiv gegen das Büpfi. Natalie Rickli, die sich den Kampf gegen Pädophilie auf die Fahne geschrieben hat, will den Behörden die Mittel gegen die Verbrechen zur Verfügung stellen. Um den Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat sie in der Kommission den Antrag eingereicht, die Vorratsdatenspeicherung von zwölf auf neun Monate zu begrenzen. Sie hoffe «auf einen pragmatischen Kompromiss zwischen Freiheit und Sicherheit».

In der Rechtskommission und im Nationalrat wird hart über den Staatstrojaner und die Vorratsdatenspeicherung verhandelt werden. Die Fronten sind keineswegs verhärtet. Befürworter und Gegner sind gleichermaßen zu Zugeständnissen bereit.

Der Grüne Büpfi-Gegner Dani Vischer will, dass die Vorratsdatenspeicherung bedingungslos gestrichen wird. Dieser Punkt, vermutet er, sei Sommaruga nicht so wichtig wie der Staatstrojaner. Dem würde der Jurist Vischer in abgespeckter Form sogar zustimmen. «Da geht es nicht um die Datensammlung von unbescholtenen Bürgern, sondern um Ermittlungen im Verdachtsfall.» Doch wie vielen Kritikern ist ihm der Vergehenskatalog, der den Einsatz des Trojaners auch bei Betrug oder Diebstahl vorsieht, viel zu ausführlich.

Das letzte Wort

Das Rennen wird bis zum Schluss spannend bleiben. Anders als bei Themen wie Migration oder Steuern ist der Schutz der Privatsphäre und Internetpolitik bei den etablierten Parteien ein untergeordnetes Thema. Es gibt kaum klare Anzeichen; viele Parlamentarier haben sich zu der Vorlage noch keine Meinung gebildet. SVP-Nationalrat Lukas Reimann sagt sogar: «Könnte man die Vorratsdatenspeicherung und den Staatstrojaner aus dem Gesetz kippen, würde aus der Büpfi-Revision gar ein Anti-Überwachungsgesetz werden.» Denn das neue Büpfi soll die bisher unklare Rechtslage zur staatlichen Überwachung in einem Gesetz festschreiben.

Doch die Arithmetik spricht gegen dieses Szenario. Die Mitteparteien, der rechte SP-Flügel sowie der Law- und Order-Flügel der SVP bilden eine solide Mehrheit. Noch vor der Septembersession trifft sich das Referendumskomitee daher Ende August, um die Unterschriftensammlung zu organisieren. Die Büpfi-Kritiker geben sich optimistisch, die 50 000 Unterschriften in 100 Tagen sammeln zu können. «Mit den Jusos, der Jungen SVP und der Auns sind drei Organisationen dabei, die gut darin sind», sagt Juso-Präsident Fabian Molina.

Vermutlich wird deshalb das Volk das letzte Wort zum Büpfi haben. Dass dieses der Privatsphäre einen grösseren Wert einräumt als die Politiker, zeigte die Abstimmung um den biometrischen Pass 2009: Stimmte das Parlament der Vorlage deutlich zu, ging die Vorlage beim Souverän mit 50,14 Prozent nur haarscharf durch.

tageswoche.ch/+vuiqi

×

Protest auf den Balearen

Spanier wehren sich gegen die Suche nach Öl im Mittelmeer. Für die Tiere. Und weil sie keinen Ölteppich wollen.

Die Angst vor dem Öl

von Christoph Spangenberg

Sie tanzten zu Trommelschlägen, doch sie waren nicht zum Feiern an die berühmte Playa de Palma auf Mallorca gekommen. Dort, wo sonst der Sangria in Strömen fließt und alle Hemmungen fallen, bildeten sie eine Menschenkette, viele Hundert Personen lang, die meisten in Schwarz gekleidet. Sie simulierten eine Katastrophe: einen Ölteppich an den Stränden der Ferieninsel.

Die Menschen auf den Baleareninseln Mallorca, Menorca, Ibiza und Formentera haben Angst. Seit Monaten protestieren sie gegen die geplante Suche nach Erdöl und Erdgas im Meeresboden. Das schottische Unternehmen Cairn Energy und die britische Firma Spectrum Geo Limited dürfen bestimmte Gebiete nach Rohstoffvorkommen durchsuchen. Auch rund 53 Kilometer vor Ibiza und 80 Kilometer vor Mallorca, so hat es die konservative Regierung in Madrid erlaubt.

Tödlicher Lärm

«Das ist ein Angriff der Ölindustrie auf die fragilen Lebensräume im Mittelmeer», sagt Sigrid Lüber, Präsidentin von Oceancare. Die Schweizer Organisation mit Sitz in Wädenswil setzt sich seit 1989 für die Ozeane und deren Bewohner ein und unterstützt die Spanier bei ihrem Protest.

Laut wollen sie auf den Inseln sein in ihrer Empörung. Laut wie die Ölsuche selbst, die durch den Lärm das Leben im Mittelmeer massiv bedrohe, wie Lüber sagt. Sie schlägt Alarm. Die Ölindustrie feuere mit seismischen Druckluftkanonen Richtung Meeresboden. Erst jagt die Luft mit hohem Druck durchs Wasser, dann bis zu 15 Kilometer in den Grund. Das Echo gibt Auskunft über mögliche Vorkommen.

Es ist eine laute Suche. Die Schallkanonen verursachen Lärm von bis zu 255 Dezibel. Ein Düsenjet bringt es auf 130 Dezibel. «Von diesen Kanonen werden bis zu 20 Stück gleichzeitig abgefeuert, alle zehn Sekunden, 24 Stunden am Tag, oft über mehrere Wochen», sagt Lüber. «Für Meerestiere ist dieser Lärm eine tödliche Gefahr.»

Die Naturschützer fürchten um das marine Leben. Sie haben Angst um all die Schnabelwale und Pottwale, Fische und Korallen. Extremer Schall könne Gefäße in Hirn, Lunge und anderen Organen schädigen, sagt Lüber. Die Meeresbewohner seien für Beutefang, Orientierung und Kommunikation auf das Gehör angewiesen; der Unterwasserkrach verwirre die Tiere.

Fischer fürchten um Existenz

Immer wieder passiere es, dass lärmgeplagte Wale zu schnell auftauchten. Dabei würden sich Stickstoffbläschen bilden, die folgende Embolie könne tödlich sein. Schwimmen Wale weniger als 500 Meter von der Schallquelle entfernt, gleiche die Druckwelle einer Bombe, so Experten. Das Tier könne sofort tot sein.

Manche Meeresbewohner sterben, andere fliehen. Lüber befürchtet in den betroffenen Gebieten eine Entleerung der Meere. Die Fischer auf den Balearen sorgen sich um ihre Existenz. Sie kennen das Youtube-Video, in dem ein norwegischer Fischer erzählt, was den spanischen Kollegen durch die seismologische Suche drohen könnte. «Die Fische verschwanden und die Fangquote ging um 60 Prozent zurück. Sie kamen nie zurück», sagt der Mann.

Eine Anfrage der TagesWoche zu den Risiken und Folgen der Suche liess Spectrum Geo Limited unbeantwortet. Cairn Energy verwies bloss auf ein nach den Protesten erstelltes Statement auf der Website des Unternehmens. Dort heisst es, man respektiere die Gegner des Projekts und arbeite eng mit den Behörden und Ortschaften zusammen. Man wolle hauptsächlich im Winter suchen, um den Tourismus möglichst wenig zu belasten. Zum Weltkulturerbe gehörende Bereiche würden ausgelassen. «Wir führen eine sorgfältige Umweltverträglichkeitsprüfung durch», schreibt Cairn Energy. Die Firma arbeite mit unabhängigen Umweltexperten zusammen.

Lüber zweifelt an der Aufrichtigkeit eines von der Ölindustrie in Auftrag gegebenen Gutachtens. Noch sind solche Gutach-



ten freiwillig, sie werden erst 2017 Pflicht. Oceancare fordert zudem, Pläne für Risikoszenarien zu erstellen und leisere Technologien zur Ölsuche zu entwickeln.

Doch es ist nicht nur die Suche nach den Schätzen im Meeresboden, die Lärm verursacht. Unbemerkt von den meisten Menschen erschüttern herbeigeführte Explosionen die Ozeane. Der Schiffsverkehr macht Krach. Militärsonare zur Erkennung von U-Booten und zur Überwachung lärmten ebenso, sie erreichen bis zu 230 Dezibel.

Kommt es zu einer Ölkatastrophe, heisst es «Adios Mittelmeer».

«In den vergangenen sechzig Jahren hat sich der von Menschen verursachte Unterwasserlärm alle zehn Jahre verdoppelt», sagt Lüber. Oceancare hat deshalb die Kampagne Silent Oceans initiiert. Der Zusammenschluss internationaler Organisationen setzt sich gegen den Verursacher



Playa de Palma: Empörte Aktivisten simulieren einen Ölteppich an Mallorcas berühmtestem Strand.

FOTO: MANU MIELNIEZUK

des Krachs unter der Wasseroberfläche ein. Auf der Website sammeln sie auch Protestmails an die spanische Regierung.

Auf den Balearen wächst der Protest. Die vor einigen Monaten gegründete Initiative «Balears diu no» (Die Balearen sagen Nein), Umweltschützer, Fischer, Einzelhandelsverband, Lehrerverband und Hoteliers haben zur «Alianza Mar Blava» (Allianz blaues Meer) zusammengefunden. Sogar Stars wie Kate Moss, Jade Jagger, Paris Hilton und Sienna Miller unterstützen die Aktivisten. Neben den Schallkanonen fürchten sie, dass die Suche erfolgreich ist. Dass Ölbohrplattformen vor den Inseln errichtet werden. Dass Touristen ausbleiben.

Die Inseln leben von den Touristen. Über elf Millionen Urlauber kommen jedes Jahr auf die Balearen. Die Inselregierung ist gegen das Vorhaben. Der balearische Regierungschef José Ramón Bauzá sagte vor Kurzem: «Wir müssen kein Öl suchen. Der Tourismus ist das Öl der Balearen.»

Und Mallorca hat hohe Ziele. Der Saftourismus am Ballermann soll verschwin-

den. Die Playa de Palma soll zur Luxusmeile werden und zahlungskräftige Besucher anlocken. Öltürme passen da nicht ins Bild. Eine Ölpest, wie sie die Protestler an der Playa simulierten, wäre eine Katastrophe. «Dann kann man sagen «Adios Mittelmeer»», sagt Lüber.

Stures Madrid

Sie ist überzeugt, dass die Folgen einer Ölkatastrophe vor den Inseln weitaus schlimmer wären als im Golf von Mexiko im Jahr 2010. Damals traten nach der Explosion der Ölplattform Deepwater Horizon geschätzte 800 Millionen Liter Öl aus. «Das Mittelmeer hat bei Gibraltar nur einen kleinen Zugang, wo sich das Wasser austauscht», erklärt Lüber.

Am 4. August reist Lüber nach Madrid zu einem Gespräch mit einem Vertreter des Umweltministeriums. Sie wird schwere Überzeugungsarbeit leisten müssen. Die bis dahin gesammelten Protestmails wird sie mitnehmen. «Wir erhoffen uns sehr viel von dem Treffen», sagt Lüber.

Sie will die Regierung überzeugen, die bereits im Jahr 2010 genehmigte Suche nach Öl doch noch zu verbieten. Oder wenigstens strengste Vorschriften zum Umweltschutz zu erlassen.

Bisher haben die Verantwortlichen in Madrid jeden Protest abgeschmettert. Wie gering die Erfolgchancen der Aktivisten von den Balearen sind, zeigt sich auf den Kanaren. Die Vulkaninseln im Atlantischen Ozean sind wie die Balearen ein beliebtes Urlaubsziel. Im Mai hat die spanische Regierung dort Probebohrungen nach Öl genehmigt.

In Madrid erhofft man sich, zwanzig Jahre lang 140 000 Barrel Öl pro Tag zu fördern und die trotz Tourismus hohe Arbeitslosenquote von 35 Prozent zu senken. Lokalpolitiker, Tourismusbranche und Umweltschützer sind dagegen. Auf Mallorca, Menorca, Ibiza und Formentera beobachten sie die dortige Entwicklung mit Sorge. Sie werden weiter protestieren, damit ihre Befürchtungen sich nicht bewahrheiten.

tageswoche.ch/+xmom3

×

Er trank, um im Mittelpunkt zu stehen. Er kam vom Saufen weg, als er ganz aufs Schreiben setzte. Und die Literatur brachte Peter Wawerzinek schliesslich wieder in den Mittelpunkt.

«Neid ist ein guter Antrieb»

von Valentin Kimstedt

Peter Wawerzinek ist deutlich über 1,60 Meter gross, radikal unförmlich gekleidet und mit seiner Berliner Schnauze auf keinen Fall für einen gepflegten Literaturdiskurs zu haben. Schöner hätte deshalb der Kontrast nicht sein können, als ihn das Hotel Eden in Rheinfelden neulich für eine Lesung buchte: Ein Ort, wo alles piekfein ist und zugleich etwas bieder. Im Gegensatz zu diesem Ambiente quasselte Wawerzinek, wie ihm, dem «Schluckspecht», der Schnabel gewachsen ist. Unter diesem Titel hat er ein Buch über sein Leben als Trinker geschrieben. Zugleich beschreibt er darin, wie ihn das Schreiben vom Trinken wegbrachte. In beidem findet er etwas, was er nicht missen will: den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Seinen Durchbruch hatte Wawerzinek mit dem Roman «Rabenliebe», der ihm 2010 den Bachmann-Preis bescherte. Als

wir den 60-Jährigen im Unternehmen Mitte treffen, starten wir mit Kaffee und enden mit Gin Tonic. Wo man schon mal zusammensitzt...

Was ist das Schöne am Trinken?

Dass man zusammenkommt. Man trifft sich nachmittags und versucht, über die Mitternacht zu kommen. Zusammensitzen, rumsnackern, Albernheiten machen.

Macht das Trinken nicht einsam?

Nein. Also die gibt es auch, die still im Eckchen sitzen und ihr Pensum bewältigen. Die habe ich immer bemitleidet. Für mich waren Kneipen immer ein grosses Hallo.

Sind Sie also zum Trinken gekommen, um Einsamkeit zu vermeiden?

Nein, Einsamkeit kenne ich nur beim Schreiben. Da trinke und rauche ich nicht. Schreibarbeit ist suchtfrei, ausser Musik hören. Den richtigen Song zu hören, kann den Schreibmotor anwerfen.

Ihr Buch ist selber wie ein Musikstück geschrieben, wie ein Songtext.

Ich habe häufig empfohlen, zum Lesen Musik anzustellen. Ich habe auch viele Musikhinweise hineingeschrieben. The Who, Led Zeppelin. Man braucht für dieses Buch einen gewissen Rhythmus. Wenn man den mal hat, dann wartet man nur so, bis der nächste Hinweis kommt. Der Leser sollte seinen Spass haben. Wenn ich lese, dann singe ich, rappe ich. Der ganze Literaturzirkus wird viel zu ernst genommen.

Wofür lesen Sie?

Ich lese gerne Bücher, die sehr lange nicht verraten, worum es geht. Und irgendwann muss eine Überraschung kommen.

Wollen Sie unterhalten werden?

Ich suche nicht die spassige Unterhaltung. Kabarets und so einen Schwachsinn kann ich nicht leiden. Ich bin ein alltastiger Typ. Ich lese gern Texte mit Abstand wieder,

Peter Wawerzinek, geboren 1954 in Rostock, lebt in Berlin. 2003 betritt er die Trinkerheilanstalt «Eulenhof». 2010 erhält er für den Roman «Rabenliebe», der seine Kindheit ohne leibliche Eltern beschreibt, den Bachmann-Preis in Klagenfurt.



«Einsamkeit kenne ich nur beim Schreiben»: Peter Wawerzinek

FOTO: LIVIO MARC STÜCKLI

die ich von früher kenne. Auch um zu lernen, wie es die anderen machen. Kafka zum Beispiel, den lasen wir damals alle und redeten darüber. Aber mehr, um zu sagen: «Wow, geiler Typ!»

Woran erkennen Sie ein gutes Buch?

Bei Romanen erkenne ich vor allem die schlechten schnell: Anfänge mit Ortsbezeichnung, Uhrzeit und Witterung. «Als ich um 12 Uhr in Toronto auf dem Flughafen landete, schneite es, oder es war eine Affenhitze.» Gute Literatur erkennt man daran, wie sie beginnt.

Nämlich wie?

Am besten sind Anfänge, bei denen man gleich mittendrin ist und zugleich erstmal nicht weiss, wohin der Text will. So wie es der Erzähler vielleicht auch nicht weiss. Wie im Alltag. Man sieht, dass etwas passiert, und schaut sich das erst mal an.

Sollten die Rätsel aufgelöst werden?

Nein. Ich mag Geheimnisse. Sie sollen gewahrt bleiben.

Ein Buch sollte die Welt nicht erklären, sondern verschleiern?

Spielerisch muss es sein. Das bin ich auch mit mir selber. Wenn ich merke: Ui, Wawerzinek, jetzt wirst du zu trocken!, dann lege ich Musik ein und versuche die Stelle anders zu schreiben, damit sie einen anderen Sound kriegt. Ich bin nicht der Schmied, der immer im selben Takt den Hammer schwingt. Ich scherze mit den eigenen Themen. Denn man darf nicht vergessen: Das Schreiben an sich ist ein langweiliger Job.

«Alkohol führt dich in die Mitte und lässt dich dann im Stich.»

Sollte das Literaturgeschäft weniger ernst sein?

Thematisch muss man präzise sein, die Recherche muss gut sein. Man sollte auch eine genaue Meinung haben. Man muss wissen, wogegen man ist.

Wogegen oder wofür?

Für etwas zu demonstrieren, ist langweilig. Ich demonstriere zum Beispiel gern gegen das Aussterben des Arbeiters. Keine Maschine kann ihn ersetzen.

Zurück zum Trinken. Was ist das Gefährliche daran?

Der Kontrollverlust. Ich wollte mit der Gruppe einen Zustand erreichen, in dem alle nochmals richtig verrückt werden. Aber ich wollte dabei sein und die Führung übernehmen. Im Sinne von Brecht (singt): «Du musst die Führung übernehmen.» Einer muss es ja tun. Und es liegt mir, hinterfotzig zu sein, aber nicht, wenn es die anderen nicht mehr nachvollziehen können.

Sie haben sich durch den Suff in etwas reingesteigert, das Sie, wenn es dann da war, gar nicht wollten.

Wie Alzheimer. Du hast einen Plan und fängst gut an, dann kommt die Demenz dazwischen und du weisst nicht mehr, wohin. Alkohol führt dich in die Mitte und lässt dich dann im Stich.

Wann kam der Zeitpunkt zum Ausstieg?

Ich hatte keinen Plan, ich bin da reingestolpert. Ich war in Norddeutschland in einem Dichterhaus und gegenüber lag die Trinkerheilstalt «Eulenhof». Ich zögerte eine Woche, doch dann war ich erfreut, dass Gerd Gedig vom «Eulenhof» so ein verspinnerter 68er-Typ war. Seine Theorie ist: Ist jemand hoffnungslos im Alk verloren, soll man ihn um Himmels willen nicht trocken setzen. Der darf nicht gebrochen werden, der muss mitmachen. Das fand ich spannend. Er hat mich in fünf Jahren zum massvollen Trinker gemacht.

Und das klappt?

Wir fingen ganz von vorne an. Er ging mit mir in eine Kneipe und liess mich saufen und reden. Auch bei ihm zu Hause gabs immer Alkohol. Er wollte den Grund für meine Sucht finden.

Und zwar?

Neidgefühl war das Wichtigste. Ich schrieb zehn Bücher, die alle mehr oder weniger flopten. Ich habe meine schreibenden Kollegen gesehen, teilweise kennengelernt und gedacht: Das ist doch keine Literatur. Die sitzen im Glas und machen Wirbel um sich, haben Gönnerschaften und kriegen Preise. Einigen habe ich das auch gesagt: Du gibst dir ja nicht mal richtig Mühe beim Schreiben.

Zum Beispiel?

Zum Teil meine gute Freundin Judith Hermann. Oder Uwe Kolbe. Sein Roman über Komponisten («Die Lüge», 2014, Anm. d. Redaktion) ist einfach schlecht recherchiert. Er hätte bei seiner Lyrik bleiben sollen, das hätte man vielleicht spannender gefunden. Oder was Durs Grünbein inzwischen macht. Das ist hochgestochene Langeweile. Es gibt auch eine Mafia im Literaturbetrieb, die mir sagt: «Wawerzinek, du hörst jetzt auf, gegen diese Autoren zu stänkern. Wir machen die ganz gross.» Bei Julia Frank war das so. Da hiess es: «Wir haben noch niemanden, bei der die Gebärmutter mitschreibt. Amerika hat das, selbst Indien hat das, wir wollen das auch.» Die Autoren wissen zum Teil gar nicht, was das für ein Buch werden soll, aber sie schreiben es, weil es gefragt ist. So funktioniert Förderung.

Und auf diese Autoren sind Sie neidisch.

Ja, ich habe diese Literaturverwertungs-maschinerie gehasst. Aber wenn man nicht mitmacht, hat man den Neid, dass die rumgereicht werden und ich nicht. Ich fand es immer schade, dass ich mir so viel Mühe gebe, toll recherchiere, lange am Text arbeite – und alles für die Katz. Und wenn mir dann Leute sagten: «Wawerzinek, du machst das falsch, du musst einfach auf die richtigen Partys gehen», dann machte mich das noch krissliger.

Mit «Rabenliebe» kam 2010 trotzdem der Erfolg.

Das war ja das Ziel! Ich wollte mein Ding machen und trotzdem in Klagenfurt den Bachmann-Preis bekommen. Ich gab auch alles.

Und der Erfolg schmeckt?

Ich darf bloss nicht übertrieben «Wow» sagen, darf nicht sagen, ich bin jetzt Literatur, ich gehöre auf bestimmte Sofas und in bestimmte Zirkel. Ich bleibe auf Abstand.

Ist Erfolg profan?

Das klingt jetzt so. Aber ich habe das mit dem Preis nicht nur für mich gemacht, sondern für die Leute, mit denen ich damals zusammengearbeitet habe. Die haben supergute Texte geschrieben, aber nicht mal eine Einladung bekommen. Viele von denen haben nach der Wende aufgegeben, sind gestorben oder in der Irrenanstalt gelandet. Die Reaktion war auch so; in den Glückwunschmails war der Tenor: «Es ist gerecht.» Ich bin ja gar nicht der grosse Literat in dem Sinne, ich bin mehr der Typ, der Leute zusammenbringt.

«Ich bin ein hoffnungsloser, in die Schreiberei verliebter Narr. Ein Schriftsteller ist kein Narr.»

In der Lesung in Rheinfelden sagten Sie, Sie seien kein Schriftsteller, sondern ein Schreiberling. Was heisst das?

Schreiberling hat auch etwas Verächtliches. Ich wollte Rockmusiker werden oder Comiczeichner. Wenn am Schluss das übrig bleibt, was ich am wenigsten machen wollte, kann ich schon den Kopf über mich schütteln. Ich bin ein hoffnungsloser, in die Schreiberei verliebter Narr. Ein Schriftsteller ist kein Narr. Wer sich Schriftsteller betitelt, ist mir immer schon suspekt.

García Márquez schätzen Sie zum Beispiel. Nennen Sie ihn Schriftsteller?

Der ist ein Schreiberling! Ein Handwerker. Er hat viel von der Kultur in seine Texte reingebracht und sehr gut recherchiert. Und er hat das Gespür für kleine Geschichten. Das hat der Schriftsteller, der ein wenig über der Welt schwebt, nicht. Er hat einen Plan. Der Schreiberling hat nie gross etwas vor. Er gerät an seine Geschichten heran.

Wie hat es Gerd Gedig geschafft, aus einem neidischen Säufer einen guten Schreiberling zu machen?

Die Lösung war: Ich möchte gerne im Mittelpunkt stehen und ich will, dass die Art, wie ich schreibe, zum Mittelpunkt erklärt wird.

Sind Bücher ein guter Ersatz fürs Trinken?

Als ich 2007 das erste Mal merkte, dass ich es noch hinkriegte, in einem halben Jahr 300 Seiten zu schreiben, kam eine Überheblichkeit in mir zurück. Ich dachte mir: Ihr wisst gar nicht, was ich noch drauf habe. Gedig brachte mich dahin, dass ich in Büchern mein Mittelpunktbedürfnis ausleben konnte, wie ich es bis dahin mit dem Alkohol gemacht hatte. Schreiben kann ich bestimmt noch die nächsten 10, 15 Jahre, die ich noch lebe. Saufen nicht. Schreiben strengt nicht so an wie Saufen.

Fehlt Ihnen was aus der Säuerzeit?

Die guten Kontakte, das schon. Du kommst rein in die Kneipe und kriegst ein Kaleidoskop davon, was gerade passiert. So was braucht man! Ich wollte dann auch wieder raus aus der Kneipe, blieb aber da und vergass teilweise, was mir erzählt wurde.

Und jetzt können Sie allen Ernstes ein Glas trinken und dann aufhören?

Drei Gläser sind die magische Zahl. Laut Statistik ist man damit schon Alkoholiker. Das bin ich auch und werde es immer bleiben. Wir können uns heute quietschvergnügt unterhalten und übermorgen hörst du, dass der Wawerzinek schwer abgestürzt ist. Obwohl ich es nicht vorhatte. Etwas in mir ist dann stärker, als ich gedacht hätte.

Aber meistens klappt es?

Ich denke, dass ich stärker bin als die altangesoffene Mentalität. Aber das kann eine Halluzination sein.

Es gibt also die Gefahr, dass Sie wieder reinrutschen?

Dann ist es aber auch wirklich vorbei. Ich muss am jetzigen Zustand dranbleiben, ein bisschen an mich glauben. Ich trinke ja auch nicht jeden Tag drei Drinks, nur wenn ich Fussball gucken gehe. Und dann sagen mir die Jungs: «Schappy, du hast doch jetzt die Macke mit den drei Drinks» und geben mir das vierte Bier nicht.

Woher kommt Ihr Spitzname?

Aus Wawerzinek wurde in der Kindheit Wawuwau, weil kein Kind das aussprechen

konnte. Daraus wurde Hundefutter, dann war ich Pal, Frolic, und Schappy ist hängen geblieben. Ich hab immer versucht, daraus S. C. Happy zu machen, Doktor der Fröhlichkeit.

Nehmen Ihre alten Saufkumpels Sie noch ernst?

Die haben grossen Respekt vor meinem Ausstieg.

Sie haben ein gesundes Selbstvertrauen. Gibt es etwas, was Sie an sich nicht mögen?

Ja, dass ich nicht so der grosse Frauenliebhaber bin. Nicht, dass ich etwas gegen Frauen hätte, aber ich bin nicht so scharf darauf. Irgendwann sterbe ich und habe von der ganzen Frauenwelt nicht viel gehabt – das wird auf jeden Fall das Thema des nächsten Buches.

Sind Sie vielleicht schwul?

Nein, auf keinen Fall. Es ist eher eine Kontaktscheu. Flirten, lange knutschen, Händchen halten, das kann ich alles nicht. Das ist mir zu umständlich, das bringt mir persönlich nichts. Vielleicht kann man es damit begründen, dass ich ohne Eltern aufgewachsen bin, vielleicht ist es einfach verklemt. Aber dieses Beim-Anstossen-in-die-Augen-Kucken – ich glaube, dass sich die Liebenden sehr viel abzwängen, was nicht mit Echtheit zu tun hat.

Was vermissen Sie denn?

Es gibt bestimmt Arten von Liebe, die nicht so Etepetete sind, wie es im europäi-

schen Raum gehandhabt wird. Bei den Mongolen zum Beispiel wird man als Gast nicht aufgenommen, bevor man mit der Tochter geschlafen hat. Auch was bei uns in den 1968er-Jahren passierte, war doch alles verklemt Quatsch.

Haben Sie jemals geliebt?

Ganz kurz. Während der Therapie auf dem Land jene Dorfrische, die sich selber Dorfrische nannte. Das war das erste Mal, mit 50 Jahren.

Und?

Das erledigte sich dann Gott sei Dank, kurz bevor ich wegging, und hat letztlich mein Schreiben ausgelöst. Als sie erfuhr, dass ich gross rauskommen will, wollte sie lieber einen Bauern mit zwei Gehöften und so. Sie merkte, dass Dorfrische und Dichter nicht so richtig funktioniert. Etwas Besseres konnte mir nicht passieren.

Sie sind im Literaturbetrieb angekommen. Wie gefällt's Ihnen dort?

Es ist seither leichter, an Stipendien ranzukommen. Sonst geht mich der Betrieb nichts an. Aber ich finde es gut, wenn ich helfen kann. Wenn ich unter eine Bewerbung schreiben kann, dass die Person gute Texte macht, und das klappt dann.

Wie entdeckt man gute Literatur?

Das spürt man.

tageswoche.ch/+cvrke

×

Peter Wawerzinek: Schluckspecht. 2014; Galiani, 460 Seiten.

ANZEIGE

Wieder hören,
wieder Unsinn machen.
Wieder da sein.



Gutschein für einen
professionellen
und unverbindlichen
Hörtest!

Seit 1929 
Beltone
Ihr Partner für gutes Hören

Kommen Sie mit dieser
Anzeige einfach in eine
unserer Filialen:

Beltone Hörberatung
Aeschenvorstadt 25
4051 Basel
Tel.: 061 272 73 77

Hammerstrasse 70
4057 Basel
Tel.: 061 693 19 00

(weitere Filialen in Allschwil,
Riehen, Pratteln, Laufen,
Rheinfelden, Liestal und
Sissach)

www.beltone-hoerberatung.com

Wer gut hört, ist mit dem Leben verbunden.

Gutes Hören bedeutet nicht einfach hören, sondern richtig verstehen! Jedes Wort ist ein Teil des Ganzen und macht unser Leben so schön. Wir von Beltone verbinden Menschen wieder miteinander: Als Spezialist für gutes Hören und mit unserer

Erfahrung aus 85 Jahren geben wir Ihnen mit einem professionellen Hörtest Sicherheit und beantworten Ihnen gerne Ihre Fragen. Wir laden Sie bis zum 15. August herzlich in eine unserer Filialen ein. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Basel-Stadt und Region

Basel

Andres-Zuber, Ilse Amalie, geb. 1927, von Aetingen SO (Wattstrasse 21). Wurde bestattet.

Bär-Häring, Martha, geb. 1914, von Basel BS (Rudolfstrasse 43). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 14 Uhr, Allerheiligenkirche.

Barry-Lüscher, Manuela, geb. 1969, von Hasliberg BE (Kannenfeldstrasse 53). Wurde bestattet.

Betz, Rosmarie, geb. 1936, aus Deutschland (Rudolfstrasse 43). Trauerfeier im engsten Kreis.

Boehm-Hunold, Margaret Regine Maria, geb. 1955, aus Deutschland (Sevogelplatz 1). Trauerfeier Dienstag, 29. Juli, 14 Uhr, Peterskirche.

Boss-Piazza, Pia Antoinette, geb. 1924, von Langnau im Emmental BE (Falkensteinstrasse 30). Wurde bestattet.

Bürgin, Hilda, geb. 1926, von Rickenbach BL (Rheinsprung 16). Trauerfeier im engsten Kreis.

Carone, Seraphina, geb. 1986, aus Italien (Muespacherstrasse 46). Trauerfeier im engsten Kreis.

Castagliuolo, Maria Giuseppa, geb. 1934, von Oberriet SG (Allschwilerplatz 9). Trauerfeier im engsten Kreis.

Costa-Rodeghiero, Domenica, geb. 1920, aus Italien (Marschalenstrasse 85). Wurde in Italien bestattet.

Dietzig, Esther Monika, geb. 1954, von Wauwil LU (Murbacherstrasse 38). Wurde bestattet.

Dunkel-Bürgin, Henriette, geb. 1926, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 595). Trauerfeier im engsten Kreis.

Ellenberger, Artur Fritz, geb. 1934, von Bowil BE (Colmarerstrasse 49). Wurde bestattet.

Ganter-Mächler, Anna Pia, geb. 1935, von Eschenbach LU (Kienbergstrasse 15). Trauerfeier Mittwoch, 30. Juli, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gasser-Lützelshwab, Rose Antoinette, geb.

1919, von Dornach SO (Riburgstrasse 5). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Glättli, Paul Robert, geb. 1952, von Hedingen ZH (Blotzheimerstrasse 31). Wurde bestattet.

Glauser, Rolf Beat, geb. 1959, von Muri bei Bern BE (Bläsiring 150). Trauerfeier im engsten Kreis.

Grbac-Plese, Matija, geb. 1919, aus Kroatien (Hammerstrasse 88). Trauerfeier im engsten Kreis.

Güdel-Gabelmann, Johann, geb. 1927, von Ursenbach BE (Drahtzugstrasse 57). Trauerfeier Mittwoch, 30. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gugelmann, Christina, geb. 1956, von Brittnau AG (Hagenbachstrasse 40). Wurde bestattet.

Guldenschuh, Walter, geb. 1921, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 395). Wurde bestattet.

Gyger, Pia Maria, geb. 1940, von Eriz BE (Holeestrasse 119). Trauerfeier Freitag, 25. Juli, 16 Uhr, Kirche Allerheiligen.

Haas-Wiederkehr, Heinrich Georg, geb. 1929, von Basel BS (Missionsstrasse 24). Trauerfeier im engsten Kreis.

Haldemann-Rüegger, Dora, geb. 1926, von Basel BS (Giornicostrasse 144 B). Wurde bestattet.

Hallauer, Martha Alice, geb. 1929, von Basel BS (Lehenmattstrasse 236). Wurde bestattet.

Haller, Rolf Werner, geb. 1949, von Basel BS (Im Rheinacker 20). Wurde bestattet.

John, Elisabeth Agnes, geb. 1948, von Basel BS (Türkheimerstrasse 5). Trauerfeier im engsten Kreis.

Jost-Gauthier-Jacques, Emil Josef, geb. 1928, von Basel BS (Mülhauerstrasse 55). Trauerfeier Freitag, 25. Juli, 14 Uhr, St. Anton.

Krähenbühl-Gschwind, Lilly Clara, geb. 1928, von Signau BE (Mülhauerstrasse 112). Wurde bestattet.

Kummer, Beat, geb. 1962, von Aarwangen

BE (Erlenstrasse 20). Trauerfeier im engsten Kreis.

Mächler-Steiger, Franz, geb. 1927, von Wangen SZ (Naseweg 11). Trauerfeier im engsten Kreis.

Maeder-Duthaler, Armin Benjamin Silvester, geb. 1928, von Basel BS (Tessinstrasse 15). Trauerfeier im engsten Kreis.

Münch-Müller, Marcel Eugen, geb. 1925, von Basel BS (Burgfelderstrasse 59). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Notz-Niffenegger, Nelly, geb. 1923, von Remigen AG (Missionsstrasse 20). Wurde bestattet.

Pfannenschmid-Köng, Elsa, geb. 1921, von Basel BS (Holeestrasse 119). Trauerfeier im engsten Kreis.

Polizzi-Monforte, Filippa, geb. 1943, aus Italien (Mülhauerstrasse 26). Trauerfeier im engsten Kreis.

Pujol, Sonia Daniela, geb. 1981, von Trogen AR (Birsstrasse 14). Wurde bestattet.

Rechsteiner, Thomas, geb. 1948, von Basel BS und Trogen AR (Neuhausstrasse 1). Wurde bestattet.

Reinhard-Menth, Erika Martha, geb. 1930, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rempuszewski-Mathys, Elisabeth Erika, geb. 1931, von Basel BS und Signau BE (In den Klosterreben 44). Wurde bestattet.

Rettenmund-Meier, Isabella Johanna, geb. 1932, von Röthenbach im Emmental BE (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier Donnerstag, 7. August, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schelker-Birrer, Charlotte, geb. 1916, von Ramlinsburg BL (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Schiess-Petermann, Charlotte Emma, geb. 1916, von Basel BS (Lerchenstrasse 23). Wurde bestattet.

Schwab, Jacqueline Carmen, geb. 1940, von Walkringen BE (Sperr-

strasse 77). Wurde bestattet.

Sillah, Modou, geb. 1968, aus Gambia (Colmarerstrasse 25). Beisetzung in Gambia.

Stämpfli-Reinmann, Johanna, geb. 1918, von Basel BS (Nonnenweg 66). Wurde bestattet.

Steiner-Wolfsteiner, Gustav, geb. 1926, von Erschmatt VS (St. Alban-Ring 152). Wurde bestattet.

Strebel, Ilse, geb. 1932, von Buttwil AG (Klybeckstrasse 16). Trauerfeier Freitag, 25. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Thommen-Bossert, August, geb. 1941, von Arboldswil BL (Kleinhünigleranlage 84). Wurde bestattet.

Trösch-Flüeler, Antonetta Juliana, geb. 1928, von Basel BS (Bernerring 63). Wurde bestattet.

Vetsch-Remund, Ulrich, geb. 1935, von Grabs SG und Zürich ZH (St. Galler-Ring 218). Wurde bestattet.

von Büren-Bohn, Niklaus, geb. 1926, von Basel BS (Schliengerweg 16). Wurde bestattet.

von Otte, Emma Elise Marie, geb. 1923, von Basel BS (Horbürgstrasse 54). Wurde bestattet.

Walther-Krattiger, Gertrud, geb. 1921, von Wohlen bei Bern BE (Rheinsprung 18). Wurde bestattet.

Weber-Arnold, Olga Clara Beatrice Marina, geb. 1921, von Basel BS (Niklaus von Flüe-Strasse 19). Wurde bestattet.

Wiedmer-Benz, Sonja Erika, geb. 1940, von Basel BS (Colmarerstrasse 23). Wurde bestattet.

Winzap, Christian Anton, geb. 1920, von Falera GR (Emanuel Büchel-Strasse 18). Trauerfeier Freitag, 25. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Beßtingen
Egli, Yves, geb. 1971, von Bärenwil ZH (Bückenweg 36). Wurde bestattet.

Riehen
Boss-Neyerlin, Margaritha Rosa, geb. 1924,

von Sigriswil BE (Rainallee 98). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bühler-Grieder, Julie Mathilde, geb. 1916, von Basel BS (Inzlingerstrasse 50). Wurde bestattet.

Frei-Etter, Sonnhilde Maria, geb. 1930, von Glattfelden ZH (Schmiedgasse 40). Wurde bestattet.

Frenzel-Bartsch, Hans Joachim Paul Emil Hugo, geb. 1924, aus Deutschland (Albert Oeri-Strasse 7). Trauerfeier im engsten Kreis.

Jenni-Bretscher, Lilly, geb. 1926, von Niederhünigen BE (Inzlingerstrasse 230). Trauerfeier Montag, 11. August, 11 Uhr, Gottesacker Riehen.

Liersch-Fischer-Hetter, Renate Barbara, geb. 1940, von Riehen BS (Schützengasse 66). Wurde bestattet.

Meier-Ernst, Wilhelm Konrad, geb. 1920, von Embrach ZH (Waltersgrabenweg 16). Wurde bestattet.

Muster-Kopfmann, Martha Bertha, geb. 1914, von Lützelfüh BE (Albert Oeri-Strasse 7). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 14 Uhr, Gottesacker Riehen.

Pregger-Renschler, Verena, geb. 1929, von Basel BS (Inzlingerstrasse 230). Trauerfeier Dienstag, 29. Juli, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zaugg-Bergmann, Monika, geb. 1946, von Riehen BS und Wyssachen BE (In den Neumatten 41). Wurde bestattet.

Allschwil

Blaser-Hubmann, «Lisbeth» Rosa, geb. 1933, von Langnau im Emmental BE (Baselmattweg 129). Trauerfeier und Beisetzung Dienstag, 29. Juli, 15 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Bohni-Gygax, Gertrud Lilly, geb. 1923, von Zunzgen BL (Strengigartenweg 15). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Christen-Brändlin, Bernhard Eugen, geb. 1956, von Allschwil BL und Oberwil BL (Mühligässli 6). Trauerfeier Dienstag, 5. August, 14 Uhr. Besammlung röm.-kath. Kirche St. Peter und Paul, Allschwil. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Luginbühl-Dill, Frieda, geb. 1925, von Aeschi bei Spiez BE

(Langegeasse 61). Wurde bestattet.

Stehlin-Magin, Lina Erna, geb. 1923, von Allschwil BL (Muesmattweg 33). Trauerfeier und Beisetzung Montag, 28. Juli, 15 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Valsecchi-Satorius, Luigi Bruno, geb. 1930, von Allschwil BL (Binningerstrasse 143). Trauerfeier Montag, 28. Juli, 13.45 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Biel-Benken

Doppmann-Haldemann, Franz, geb. 1959, von Malters LU und Romoos LU (Birsgrasse 16). Trauerfeier Freitag, 25. Juli, 14 Uhr. Besammlung ref. Kirche Biel-Benken.

Birsfelden

Fretz-Schneider, Martha, geb. 1925, von Basel BS und Bottenwil AG. Abdankung Montag, 28. Juli, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Vonlanthen-Hersberger, Werner, geb. 1948, von St. Antoni FR (Salinenstrasse 22). Wurde bestattet.

Frenkendorf

Merz-Koller, Elisabeth, geb. 1942, von Menziken AG (Aufenthalt im Erholungsheim Eben-Ezer). Abdankung Freitag, 25. Juli, 15 Uhr, ref. Kirche, Frenkendorf. Besammlung ref. Kirche, Frenkendorf. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Lausen

Nägelin-Bösiger, Alma, geb. 1920, von Reigoldswil BL (Birkenstrasse 6). Abdankungsfeier im engsten Familienkreis.

Sutter, Anna Rösli, geb. 1918, von Diepflingen BL und Lausen BL (Weidmattstrasse 21). Wurde bestattet.

Münchenstein

Dasen, Stefan Josef, geb. 1964, von Täuflingen BE (Ringstrasse 18). Abdankung und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Laubscher, Lucia, geb. 1923, von Müntschemier BE (Entenweidstrasse 16). Abdankung und Urnenbestattung Dienstag, 29. Juli, 14 Uhr, ref. Dorkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Muttenz

Blättler-Bohrer, Arnold, geb. 1931, von

Hergiswil NW 30 (Gwidemstrasse 5). Wurde bestattet.

Dusci-Zamboni, Dario, geb. 1924, aus Italien (Kilchmattstrasse 3). Wurde bestattet.

Egli-Brun, Johann, geb. 1946, von Muttenz BL und Egolzwil LU (Seminarstrasse 33). Abschied und Beisetzung Dienstag, 29. Juli, 15.30 Uhr, Friedhof Muttenz.

Glinz-Jaggi, Annamaria, geb. 1938, von Muttenz BL (Hinterzweienstrasse 39). Wurde bestattet.

Haldimann-Jörin, Helene, geb. 1929, von Unterlangenegg BE (Reichensteinerstrasse 55, APH Käppeli). Wurde bestattet.

Itin-Faccioli, Jolanda, geb. 1931, von Muttenz BL und Arisdorf BL (Tramstrasse 83, APH zum Park). Beisetzung und Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Kohler-Bolliger, Hanna, geb. 1930, von Schwaderloch AG (Höhlenbachweg 34). Wurde bestattet.

Pfeffingen

Meyer-Durrer, Rudolf Joseph, geb. 1943, von Aesch BL (Moosackerweg 1). Trauerfeier Dienstag, 19. August, 14 Uhr. Besammlung kath. Kirche St. Josef, Aesch.

Pratteln

Janz, Hansgeorg, geb. 1942, von St. Stephan BE (Augsterheglistrasse 27). Wurde bestattet.

Zaugg-Höhn, Lilly Klara, geb. 1925, von Unterlangenegg BE (Bahnhofstrasse 37, c/o APH Madle). Wurde bestattet.

Reinach

Dalgic-Jermann, Myrtha, geb. 1937, von Mülliswil-Ramiswil SO (Habshagstrasse 15). Wurde bestattet.

Meyer-Jost, Ruth, geb. 1929, von Basel BS (Eggfluhstrasse 52). Wurde bestattet.

Stachel-Tschopp, Maria, geb. 1923, von Schübelbach SZ (Keltenweg 38). Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Zugnoni, Adelheid, geb. 1927, von Seengen AG (Wiedenweg 1). Wurde beigesezt.

Wenger, Hans, geb. 1925, von Reinach BL (Wiedenweg 1). Trauerfeier Samstag, 26. Juli, 14 Uhr. Neuapostolische Kirche, Reinach.

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Regierungsratswahl BL

Daniel Münger bewirbt sich um die Nachfolge von Wüthrich und will kein Supermann sein.

Seite
32

FCB

In Japan ist Yoichiro Kakitani ein Popstar. Hier soll der neue Mann auf dem Platz glänzen.

Seite
36

Umweltgefahr

Tonnen von Chemiemüll lagern direkt am Rhein. Statt ausheben will BASF die Grube einkapseln.

Seite
34

Instrumentensammlung

Museum statt Mulde: Wie Klemens Trenkle zu einem neuen Ort für seine Synthies kam.

Seite
35

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern



Daniel Münger will für die SP in die Baselbieter Regierung. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Regierungswahlen BL

Münger, die Nummer zwei

von Renato Beck

Daniel Münger will es anders machen. Er gibt nicht zu, der wahrscheinliche Regierungskandidat der Baselbieter Sozialdemokraten, dass er aus den Fehlern des gescheiterten Eric Nussbaumer gelernt hat, aber es ist offensichtlich. Münger, ein enger Weggefährte des Nationalrats, ist der Anti-Nussbaumer.

Jovial ist der Gewerkschafter im Gespräch selten; wird er zotig, wirkt das gezielt eingestreut. Seine Sprüche rezykliert Münger in Gesprächen mit Journalisten, etwa den, dass er sich auf keinen Fall zur Frau umbauen lasse, um parteiintern zu punkten. Erlacht schallend, die Geschlechterdebatte wird in der Baselbieter SP intensiv geführt. Die Frauen finden, jetzt seien sie an der Reihe, Bildungsdirektor Urs Wüthrich zu ersetzen. Münger liefert einen Spruch hinterher: «Ich habe eine Frau und drei Töchter – bei mir kommt der Artenschutzartikel zur Geltung.»

Damit ist das Gender-Thema abgehandelt. Bisschen lächerlich das Ganze, will der Münchensteiner damit sagen. Verschwinden wird die Debatte nicht, auch weil neben dem Aussenseiter Christoph Hänggi aus Therwil die Liestaler Stadträtin Regula Nebiker aufs SP-Ticket will. Nebiker entstammt einem alteingesessenen Baselbieter Politiker-Geschlecht, zudem kommt sie aus dem oberen Kantonsteil, wo noch immer das politische Machtzentrum liegt.

Zum Zug kommt Münger nur, weil sein Freund Nussbaumer keinen dritten Anlauf ins Regierungsamt nehmen wollte und nun in den Ständerat drängt. Münger, die Nummer zwei. Die Ausstrahlung Nussbaumers, seine Hauruck-Rhetorik, seine inszenierte Angriffslust und moralische Überlegenheit, bei Münger findet man dies nicht. Er ist kein Visionär, kein Vorreiter, kein selbsternannter Retter des Pleitekantons: «Wir sind doch keine Bananenrepublik, Supermänner passen nicht zur Schweiz und auch nicht zum Kanton Baselland.»

Münger ist vieles nicht – was ist er denn? In der Partei und darüber hinaus hört man nur anerkennende Worte über ihn. Frühere Parteigranden sollen an seiner Seite stehen.

Hart, aber fair

Christoph Buser, FDP-Strippenzieher und Chef der einflussreichen Wirtschaftskammer, sagt: «Grundsätzlich ist Münger ein politischer Gegenspieler.» Mit ihm sei es aber auch möglich gewesen, am Morgen im Landrat gegenseitige Standpunkte «bis zum Geht-nicht-mehr» zu vertreten und in einer Nachmittagssitzung einer paritätischen GAV-Kommission zu gemeinsamen Vollzugsmassnahmen zu gelangen – «ohne jegliche Retourkutschenpolitik».

Buser lobt die Zusammenarbeit mit Münger im Kampf gegen Schwarzarbeit und Lohndumping. Und er hat seinem politischen Gegenspieler zur Kandidatur gratuliert. Was Münger nur vorsichtig kommentiert: «Man muss immer aufpassen, ob das nicht Gefälligkeitsvoten sind, ich kann das nicht abschätzen.»

Seine Nähe zur Wirtschaftskammer wird parteiintern durchaus skeptisch betrachtet. Laut Münger eine normale und beruflich bedingte Zusammenarbeit: «Du brauchst eine breite Mehrheit, um etwas

durchzubringen, das habe ich bewiesen im Landrat. Flankierende Massnahmen, Schwarzarbeit, da habe ich einiges erreicht. Keiner bekommt in diesen Bereichen alleine etwas durch.»

Jetzt tourt er durch die Schweiz und zeigt in anderen Kantonen, wie man etwas gegen ausbeuterische Löhne tun kann. Sieben, acht Kantone wollen wissen, wie das bürgerliche und in andern Belangen zaudernde Baselbiet zum Vorkämpfer gegen Lohnmissbräuche wurde. Müngers Erfolgsrezept: «Nur poltern, wenn am Verhandlungstisch nichts mehr geht. Streik darf nur das letzte Mittel sein.» Und zweitens: bürgerliche Partner einspannen.

Mit diesem Erfolg verabschiedete sich Münger aus dem Landrat. Obwohl es so wieso seine letztmögliche Legislatur gewesen wäre, ist der Schritt auch kalkuliert. Nach den beachtlichen Erfolgen im zerstrittenen Parlament stand Münger als Brückenbauer und als durchsetzungsfähig da. Er hätte fortan nur noch verlieren können.

Geschickte Zurückhaltung

Nun ist Münger in einer guten Position, Wüthrichs Nachfolge antreten zu können. Ende August entscheiden die Delegierten der Partei, wer aufs Ticket kommt für die Wahlen im Februar 2015. Er rechne sich durchaus Chancen aus. Um diese nicht zu kompromittieren, hält er sich politisch zurück. Auf seiner Website finden sich keine Hinweise auf Ziele als Regierungsrat.

Für eine neue Wohnbaupolitik werde er sich einsetzen, lässt sich Münger immerhin entlocken. Der Kanton müsse den Gemeinden Vorgaben machen, wie sie sich weiterentwickeln. «Es gibt gute Pläne», sagt Münger, «aber man muss sie umsetzen. Wir verwalten im Kanton viele Probleme. Landrat, Regierung, Gemeinden haben Angst, Entscheidungen zu treffen und vorwärts zu machen.»

Ist er für die Fusion mit Basel-Stadt? «Ich bin dafür, dass alle Fakten auf den Tisch gelegt werden, bevor ein Entscheid getroffen wird.» Galt Nussbaumer als Fusionsturbo, lässt sich Münger alle Positionen offen. Muss das Baselbiet die Steuern erhöhen? Münger verneint: «Die vorhandenen Mittel reichen aus.» Man dürfe aber keine weiteren Steuergeschenke machen. Der Steuerwettbewerb mit den Gemeinden sei allerdings «unsäglich».

Damit punktet er wiederum in den eigenen Reihen, ohne gleich die Bürgerlichen aufzuschrecken. Münger weiss: «Im Kanton Baselland gewinnt als Linker nur, wer breit abgestützt ist.» Er weiss auch: Nussbaumer scheiterte trotz guter Ausgangslage, weil er zu wenig Cleverness besass.

tageswoche.ch/+pwl2g

×



Flugratte oder Friedenstäubchen? Diese Stadtbewohner können ganz schön nerven.

FOTO: DARWIN BELL

Taubenplage

Was tun gegen die «Ratten der Lüfte»?

von Daniela Gschweng

Tauben gehören seit Jahrhunderten zum Ortsbild von grossen Städten und beleben öffentliche Plätze. Mindestens genauso lange machen sie aber auch Probleme. Taubenkot enthält Krankheitskeime und beschädigt Gebäude. Davon können auch die Bewohner einiger Quartiere in Basel ein Lied singen, etwa diejenigen am Tellplatz im Gundeli.

Städte in aller Welt haben schon alles Mögliche versucht, um der Taubenpopulation Herr zu werden. Von der Antibabypille für Tauben bis zum Eierklaus reichen die Mittel. Wenige waren erfolgreich.

Für den heimischen Balkon gibt es dennoch ein paar Hausmittel, um die gefiederten Gäste fernzuhalten. Wer nicht jeden Tag Taubenkot von der Terrasse oder vom Balkon putzen möchte, muss sich etwas einfällen lassen. Hier ein paar Vorschläge:

- **Am bekanntesten:** Fest installierte Taubenabwehrsysteme wie Nagelbretter oder Plastikbänder mit Stacheln. Auf diese können sich die Vögel nicht setzen.

- **Am schönsten:** Windräder, Mobiles, flatternde Bänder oder an Schnüren aufgehängte CDs. Objekte, die sich bewegen, lösen den Fluchtreflex der Vögel aus.

- **Am natürlichsten:** Eine Katze oder ein Hund. Die verjagen die Tauben ab und an

vom Balkon. Angeblich sollen auch Beutel mit frischen Hunde- und Katzenhaaren helfen.

- **Kurzfristig:** Eine Plastikkrähe. Der Taubenschreck lässt sich fast überall anbringen. Irgendwann finden die durchaus intelligenten Vögel leider heraus, dass ihnen keine reale Gefahr droht.

- **Langfristig:** Ein Netz. So bewahrt auch die Verwaltung öffentliche Gebäude vor Beschädigungen. Tierschützer kritisieren allerdings, dass sich Vögel darin verheddern können.

- **Zwecklos:** Erschiessen oder Vergiften. Die Population erholt sich schnell wieder. Abgesehen davon verbietet es das Tierschutzgesetz.

Füttern ist keine gute Idee

Was auf dem Balkon helfen mag, hilft deswegen noch lange nicht, wenn sich eine Taubenplage auf der Allmend ausbreitet. Dann ist die Kantonspolizei ziemlich ratlos. «Wirklich etwas machen können wir nicht», heisst es von offizieller Seite. Die Polizei könne nur mahnen, die Tauben nicht zu füttern. Es klinge makaber, aber da es meist ältere Menschen seien, die Tauben regelmässig füttern, könne man beim Ableben des einen oder anderen schon eine Verbesserung der Lage beobachten, heisst es weiter.

Die Erfahrung der Polizei deckt sich mit der Ansicht von Fachleuten wie dem Basler Taubenforscher Daniel Haag-Wackernagel. Tauben nicht zu füttern und essbare Abfälle draussen nicht offen liegen zu lassen, sei das das einzige Mittel, um die Population auf Dauer einzuschränken.

tageswoche.ch/+a71v9 ×

Lesen Sie zum Umgang mit Tauben auch das Porträt über «Taubenpapst» Daniel Haag auf Seite 4.

Reaktionen aus der Community

von Kulturbetrachter Basel
• Wenn alte Menschen aus Langleblichkeit nur noch Vögel füttern, sollten wir das Problem an der Wurzel packen und sie in Treffpunkten mit anderen Menschen zusammenbringen. Dort könnten sie etwas Kreatives oder Gesellschaftliches tun.

von Unknown Error
• Was auch hilft: Die Neigung des Untergrundes, auf dem die Tauben sitzen, so anpassen, dass sie abrutschen. Dauerhaft können neben der Reduktion von Nahrung auch kontrollierte Brutplätze die Zahl der Tauben verringern.

Hammering Man



Der fleissigste Arbeiter Basels

von Naomi Gregoris

Seit 25 Jahren hämmert der 13,5 Meter grosse Arbeiter von Jonathan Borofsky am Aeschenplatz. Warum? Darüber lässt sich streiten: Arbeiterkult oder Sinnbild einer verbohrtten Gesellschaft? Wenn sein Erschaffer Borofsky selbst schon beklagt, oft zu beschäftigt für die Schönheit der Welt zu sein, was soll erst der Hammering Man denken? Der arbeitet ja Tag und Nacht. Es sein denn, die Mechanik macht schlapp. Das passierte bislang jedoch nur zweimal. Bei gut 39 Millionen Schlägen in 25 Jahren beachtlich selten. ×

Mehr Kunst am Wegrand unter:
www.tageswoche.ch/+yn40l

Glühbirnen

30 000

von Dominique Spirgi

Für Konservatoren und Restauratoren ist das Glühbirnenverbot von 2010 ein grosses Problem. Viele zeitgenössische Kunstwerke nutzen nämlich die alten Birnen. Jean Tinguelys Leuchtskulpturen zum Beispiel. Sie sind zum Teil mit Hunderten alten Birnen bestückt. Darum hat sich das Museum Tinguely einen kleinen Notvorrat angelegt und bunkert seit 30 000 Stück. Das dürfte eine Weile reichen. Gewisse Werke leuchten nämlich bereits mit LED. «Vielleicht waren wir etwas übervorsichtig», gibt denn auch Vize-Direktor Andres Pardey zu.
tageswoche.ch/+cye77 ×



In der Kessler-Grube in Grenzach-Whylen lagern etwa 15 000 Tonnen Chemiemüll.

FOTO: M. STRASSER

Umweltgefahr

Chemiemüll direkt am Rhein

von Matthias Strasser

Unmittelbar hinter der deutschen Grenze, direkt am Rheinufer, liegt die Sondermülldeponie Kesslergrube. Sie ist gefüllt mit schätzungsweise 15 000 Tonnen hochgiftigem Chemieabfall. Zwischen 1950 und 1976 haben Roche, Ciba und Geigy (heute BASF) hier in Grenzach-Whylen ihre Abfälle entsorgt.

Der Sondermüll stammt auch aus Fabriken in der Schweiz. Der unabhängige Basler Altlastenspezialist Martin Forter schätzt, dass sich etwa 4 000 toxische Substanzen im Boden befinden, «so viele, dass sie nicht mehr einzeln identifizierbar sind».

Heute ist die Deponie laut «Stuttgarter Zeitung» der «grösste Sanierungsfall des Bundeslandes Baden-Württemberg». In Basel hat die Deponie deswegen aber noch kaum für Diskussionen gesorgt – obschon sie nur wenige Hundert Meter von der Trinkwassersammelstelle Lange Erlen entfernt ist, die die Stadt mit Wasser versorgt.

Die BASF als Nachfolgefirma von Ciba und Geigy sowie die Roche sind je für einen Perimeter in der Grube verantwortlich. Während die Roche das belastete Erdmaterial ausheben und thermisch entsorgen wird, will BASF ihren Teil lediglich einkapseln. Das kontaminierte Material bleibt im Boden. Seitlich wird eine Trennwand bis zu 30 Meter in den Boden getrieben, an der Oberfläche wird die Fläche versiegelt. Nach unten bleibt die Deponie aber offen.

Dass ein Aushub die nachhaltigere Variante wäre, zeigt ein Gutachten, das für den zuständigen Landeskreis Lörrach erstellt wurde. Es liegt seit Mai vor. Zuvor hatte Baden-Württembergs Altlastenkommission die Einkapselung der BASF als «zielführend, rechtmässig und genehmigungsfähig» eingestuft – solange «dauerhaft keine Gefahren» von der Grube ausgingen.

Dazu sagt Forter, es laufe so zwar weniger Wasser runter, «aber nicht nichts.» Die BASF verschiebe das Problem lediglich: «Die Wände halten 50 bis 60 Jahre, genau weiss man das nicht», sagt Forter. Das gleiche «einer grossen Bastelei».

Günstigste Lösung

Gegenüber dem Südwestrundfunk erklärte BASF-Projektleiter Livio Ulmann: «Wir wollen ja die Bevölkerung nicht 15 Jahre lang belästigen mit Lastwagen, die hier durchfahren.» So lange würde der Komplett-aushub des BASF-Perimeters dauern. Was die BASF ebenfalls von der Variante Trennwand überzeugen dürfte: Sie würde etwa 28 Millionen Euro kosten, der Aushub dagegen eine halbe Milliarde. Für Forter ist klar: «Der Konzern sucht die günstigste Lösung und nimmt dabei grosse Umweltschäden in Kauf.» Und: «Die Roche als Gesundheitsfirma gräbt aus. BASF als Chemie-Konzern, belässt den Dreck im Boden.»

Beim Basler Amt für Umwelt und Energie (AUE) ist zu vernehmen, man habe die Sanierungspläne im Rahmen der Vernehmlassung zur Kenntnis genommen. Man werde auch künftig die Schadstoffkonzentration im Rhein messen – und gegebenenfalls reagieren.

Eine Karte mit den Giftdeponien in der Region finden Sie online:
tageswoche.ch/+51i3d

Reaktionen aus der Community

von r.o

• Und wie sieht das dann aus, wenn das AUE Schadstoffe messen sollte? Schnell und laut fordern, dass endlich was gemacht werden müsse oder beschwichtigen und abwarten?

von Franz Goetschel

• Die Roche wird die Altlasten per Schiff entsorgen. Das könnte die BASF auch. Ich frage mich, wie lange sie die faule Drohung mit den LKWs durchhalten kann.

von Christoph Meury

• Jetzt wäre doch ein kräftiges Wort von Guy Morin angesagt. Sonntagsreden über die trinationale Zusammenarbeit haben wir oft gehört.

Basel Tattoo

Fliegt «Tante Ju» zu tief?

von Renato Beck

Mit einer Showeinlage feiert das Basel Tattoo das 100-jährige Bestehen der Schweizer Luftwaffe. Täglich braust der Kultflieger Junkers Ju 52 in geringer Höhe über die Zuschauertribünen auf dem Kasernenareal. Die Flugshow beschäftigt nun das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl). «Wir haben mehrere Hinweise erhalten, dass die Junkers zu tief fliegt», sagt Sprecher Anton Kohler.

Für Überflüge unterhalb einer Höhe von 300 Metern braucht es eine Bewilligung. Das Bazl versucht nun, mit Daten der Flugkontrolle des EuroAirport herauszufinden, wie hoch die «Tante Ju», wie Aviatik-Freaks die Maschine nennen, unterwegs war.

Zustimmung widerrufen

Das Basel Tattoo wollte beim Bazl eine Bewilligung für die Tiefflüge bis zu 200 Meter über Grund einholen. Dazu erhielt es zunächst grünes Licht vom Basler Justiz- und Sicherheitsdepartement (JSD). Unter der Bedingung, dass sich das Bazl einverstanden erkläre, was Sprecher Andreas Knuchel präzisiert. Für das Bazl ist eine Zustimmung der betroffenen Gemeinde Voraussetzung für eine Tiefflug-Bewilligung.

Doch die Flugaufsicht lehnte das Gesuch ab. «Wir bewilligen grundsätzlich keine Tiefflüge über dichtbesiedeltem Gebiet», erklärt Kohler. Auch das JSD zog daraufhin seine Zustimmung zurück, so Knuchel. Stattdessen beobachtete die Polizei, ob das Basel Tattoo die vorgeschriebene Flughöhe einhält – und erstattete schliesslich Meldung nach Bern: «Die Kantonspolizei ist von sich aus auf das Bundesamt für Zivilluftfahrt zugegangen, um die Flughöhe des Flugzeugs abklären zu lassen», so Knuchel.

Das Basel Tattoo versichert, die minimale Flughöhe nicht verletzt zu haben und beruft sich auf Angaben des Piloten. Es sei jedoch denkbar, «dass die Flughöhe niedriger erscheint, weil während den Proben etwas höher angefliegen wurde».

Diese Angaben werde das Bazl allenfalls mittels Radar-Aufzeichnungen der französischen Flugsicherung prüfen, sagt Kohler. Wann Resultate vorliegen, sei nicht absehbar. Sollte das Basel Tattoo getrickt haben, droht maximal eine Busse 20 000 Franken.
tageswoche.ch/+zjf7m



Museum statt Mulde: Klemens Trenkle muss vorerst nicht mehr um seine Instrumentensammlung fürchten. FOTO: MARC KREBS

Musikinstrumente

Rettung für die Basler Synthies

von Marc Krebs

Eigentlich hätte Klemens Trenkle am 30. Juni sein Lager im Kleinbasel räumen müssen: Der Musikhändler und Instrumentensammler hat seit Monaten keine Miete bezahlt. Ihm drohte die Zwangsäumung, ja, er fürchtete gar, dass seine Synthesizer-Sammlung, eine der bemerkenswertesten in ganz Europa, in Mulden landen würde. Es war 5 vor 12, als er im Juni seine Idee eines Museums für elektronische Musikinstrumente publik machte. Sein Hilfeschrei wurde erhört.

«Viele Leute haben mit mir Kontakt aufgenommen», so Trenkle, «darunter auch ein Unternehmer aus dem Oberaargau.» Markus Bösiger heisst der Mann, der sich bei Trenkle meldete. «Er meinte: Komm vorbei, ich habe da Möglichkeiten in und um Langenthal. Ich fuhr hin und er zeigte mir Ausstellungsräume, die er in einem Hotelneubau geplant hat, sowie ein riesiges Lagerhaus. Ich könne in Ruhe alles aufbereiten – ohne finanzielle Verpflichtung.»

Wer ist der Mann, der Trenkle selbstlos aus der Patsche hilft? Ein Selfmademan, ein umtriebiger und nicht unumstrittener Unternehmer, der diverse Immobilien und Geschäfte im Raum Langenthal besitzt, vom Auto- und Pneuhandel bis zu einer Sportanlage. Daneben reizt ihn das Abenteuer: 2010 wurde er Vize-Europameister im Truck Racing.

Daneben wollte er die Huttwil Falcons in die Eishockey-B-Liga führen – was ihm aufgrund von Lizenzproblemen verwehrt blieb. Sauer auf den Eishockeyverband, stellte er 2011 den Betrieb des Eisfelds ein, was Junioren und Amateure bedauerten.

Das Kaufmännische nicht im Griff

Wer solche Pläne schmiedet, ist ein spezieller Typ. Und genau deshalb helfe er Klemens Trenkle auch aus, sagt Bösiger. «Er ist ebenfalls ein spezieller Typ, zu solchen muss man Sorge tragen.» Trenkle habe wohl das Kaufmännische nicht so im Griff, aber als Kenner der Materie grosse Qualitäten. «Wir haben uns zweimal getroffen und vereinbart, dass er seine Instrumente bei uns zwischenlagern kann», sagt Bösiger, und: «Mir schwebt eine langfristige Zusammenarbeit vor.»

Wie geht es weiter? «Wir werden alles zügeln, voraussichtlich im August», sagt Trenkle, der dieser Tage noch als Bühnenmeister beim Basel Tattoo beschäftigt ist.

«Zeitgleich führe ich Gespräche mit weiteren Leuten und Institutionen, die sich bei mir gemeldet haben, darunter etwa eine Musikstiftung in Fribourg.» Die Instrumente, die derzeit stapelweise auf zwei Etagen gelagert sind, müssen getestet, ihre Geschichte erfasst und aufbereitet werden.

Die Situation bleibt verwickelt

Am liebsten wäre ihm eine Lösung in Basel gewesen, im Museum für Musik. Doch fehlen hier Platz und Ressourcen, wie Marie-Paul Jungblut vom Historischen Museum gegenüber der TagesWoche sagte. Trenkle ist enttäuscht über die Absage: «Das Musikmuseum so klein zu halten, findet ich nicht sehr open minded», kritisiert er. «Musik ist doch im Alltag der Menschen ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als bildende Kunst!»

Und seine Mietschulden? Gemäss einem Bericht von TeleBasel belaufen sich diese auf rund 47 000 Franken und werden ihm von der Immobilienvermietung nicht erlassen. «Ich werde sicher wieder den Handel aktivieren», sagt Trenkle, dem das Geschäftliche über den Kopf gewachsen ist – und der sich offensichtlich kaum von seinen mehreren Hundert Instrumenten trennen mag. «Natürlich stecke ich noch immer in einer verwickelten Situation, aber ich gebe nicht auf.»

tageswoche.ch/+c956k

Reaktionen aus der Community

von Wahrsager
• Könnte ihm doch einer der Basler oder Aargauer Superreichen unter die Arme greifen. Besser als das Geld an der Börse... was auch immer.



In Japan ein Popstar, doch FCB-Präsident Heusler wünscht sich Yoichiro Kakitani vor allem als Fussballstar.

FOTO: KEYSTONE

FCB Die Welt von Yoichiro Kakitani-san

von Christoph Kieslich

Die Vorstellung von Yoichiro Kakitani hat in Basel den erwarteten kleinen Rummel ausgelöst. So darf man das wohl bezeichnen, wenn ein Dutzend Journalisten – schreibende, fotografierende, filmende – eigens anreist. Das Gros aus Deutschland, aus Berlin, Köln und Herne, von wo über die Sakais, Uchidas, Kiyotakes, Hasebes, Okazakis in der Bundesliga berichtet wird. Und über Yuya Osaka, der neu beim Aufsteiger 1. FC Köln spielt und zur Kategorie Kakitani zählt: ein Popstar des japanischen Fussballs.

Für Kakitani erfüllt sich mit dem Wechsel zum FCB ein Kindheitstraum. Die Champions League sei immer ein «Objekt der Bewunderung» für ihn gewesen. «Aber es stimmt nicht, dass ich nur deshalb nach Basel gewechselt bin. Mit Osaka habe ich nie einen Titel gewonnen, und es nimmt mich wunder, wie es ist, in einem Team zu spielen, das immer gewinnt.»

Yoichiro Kakitani, 24, gehörte seit seinem vierten Lebensjahr Cerezo Osaka an, ein Club mit dem schönen Namen Kirschbaum, der seine beste Zeit in den Siebzigerjahren hatte. Kakitani war als 16-Jähriger der jüngste Spieler in der Vereinsgeschichte, der einen Profivertrag unterzeichnete. Man erkor ihn 2006 bei der asiatischen U17-

Meisterschaft zum wertvollsten Spieler, und an der U17-WM ein Jahr später machte er sich mit einem fantastischen Tor aus 50 Metern einem breiteren Youtube-Publikum bekannt.

Im Herbst vergangenen Jahres sind sie beim FC Basel auf Kakitani aufmerksam geworden. Anfangs dieses Jahres, als sich Mohamed Salaha spektakulärer Wechsel in die Premier League abzuzeichnen begann, versuchten die FCB-Verantwortlichen den Transfer voranzutreiben, erkannten aber schnell, dass dieses Unterfangen «komplexer war, als einen Spieler aus der Schweiz zu holen», so FCB-Präsident Bernhard Heusler.

Ein Transfer mit der Pinzette

Sportdirektor Georg Heitz nennt die Annäherung an Berater, Club und schliesslich Spieler einen «Transfer mit der Pinzette». Und Heusler sagt: «Wir müssen ehrlich sein: Aufmerksam geworden sind wir auf den Spieler ohne Kenntnis seiner Popularität in Japan. Uns ist nicht bewusst gewesen, welche Rolle er neben dem Platz hat.»

Als Heitz im Frühjahr mit Chefscout Ruedi Zbinden nach Japan reiste, erhielt er beim Einchecken im Hotel eine erste Ahnung davon: Der Rezeptionist erwies sich zwar nicht als Fan von Cerezo Osaka, antwortete aber auf Heitz' Frage nach dem aktuell besten japanischen Fussballer eindeutig: Yoichiro Kakitani.

Um der Popularität Kakitanis auf die Spur zu kommen, helfen die am Dienstag in Basel anwesenden Journalisten, von denen auffallend viele Frauen sind. Yoku Kimura arbeitet für Kyodo News, vergleichbar mit der Agentur Reuters, und sie sagt: «Sport wird in Japan anders betrachtet. Es gibt viele Menschen, die sind nicht Fan eines

Clubs, sondern eines Spielers. Und deshalb werden sie wie Popstars gefeiert.»

Claudia Romberg hat in Herne im Ruhrpott eine Beratungsfirma, die zunächst in den deutsch-japanischen Wirtschaftsbeziehungen tätig war, ehe vor sechs, sieben Jahren die Bundesliga eine Rolle zu spielen begann. Romberg berichtet am Dienstag aus dem St.-Jakob-Park gleich für fünf Fernsehstationen, darunter TBS in Tokio. Sie erklärt, dass im japanischen Fussball die Gewichtung andersherum sei als in Europa mit der grossen Tradition der Vereine: «Zuerst kommt der Spieler, dann das Team und an dritter Stelle erst der Club.»

Im japanischen Kollektivgedanken, so Romberg, werde bewundert, wer sich aus einer Gruppe heraushebt. Das tut Kakitani, und die Journalistin Yuko Kimura nennt noch einen weiteren Grund: «Für japanische Verhältnisse, zumindest für mich, sieht er gut aus.»

Kakitani ist der zweite Japaner in den Reihen des FC Basel. Nach Koji Nakata, der 2006 der erste Japaner überhaupt im Schweizer Fussball war; Verteidiger im FCB-Dress und ebenfalls Nationalspieler, aber daheim noch populärer dafür, mit einer beliebten TV-Moderatorin liiert zu sein. Mit 35 Jahren lässt Nakata nun bei den Kashima Antlers seine Karriere ausklingen.

Kakitani und die Vermarktung

Kakitani wird im Facebook-Zeitalter noch einmal eine andere Dimension erreichen. So wie Mohamed Salah, mit dem der FC Basel seine Reichweite bei den Social Media verzehnfacht hat. «Natürlich kann man sich davon nichts kaufen», so Bernhard Heusler, «aber es ist ein weiteres Moosaiksteinchen, um die Bekanntheit zu steigern. Es ehrt uns, dass Kakitani sich für uns

Reaktionen aus der Community

von Madeleine Grossmann
· In der Selbstdarstellung von Kirschbaum Osaka heisst es: «Corporate philosophy: We offer the public dreams and joy through sports.» Das scheint mir eine interessante Parallele zum Motto, das der FCB zum Beginn dieser Saison ausgegeben hat.

entschieden hat, denn er ist von verschiedenen europäischen Vereinen umworben gewesen.»

Heusler berichtet, dass es sogar schon Anfragen nach Jahreskarten aus Japan gebe. Martin Blaser, der Direktor für Marketing, Verkauf und Business Development beim FCB, sieht es ganz nüchtern: «Die Basis ist der sportliche Erfolg. Und im besten Fall spielt Yoichiro Kakitani eine Rolle wie Mohamed Salah.»

Verkaufen sich in Japan etwa FC-Basel-Trikots mit dem Namen Kakitani, profitiert davon zuallererst Ausrüster Adidas, für den FCB fallen dann Lizenzgebühren ab. Ein japanischer Sender hat sich nach Bekanntwerden des Kakitani-Transfers die Übertragungsrechte an der Super League gesichert. Doch davon, so Heusler, profitiert in erster Linie die gesamte Liga.

Blaser kann sich im Moment als höchstes der Vermarktungsgefühle eine Reise der ersten Mannschaft nach Japan vorstellen. «Es ist vor allem imagemässig eine Chance. Aber man darf deshalb nicht ständig den Taschenrechner vor sich haben.»

Turbo-Integration bis Sonntag?

Zunächst einmal muss der junge Mann beweisen, wie er sich in der europäischen Kultur, in der Schweiz und im FCB zurecht findet. Oder, wie es Bernhard Heusler ausdrückt: «Ich hoffe, dass er vor allem ein Fussballstar wird bei uns. Das ist mir lieber als ein Popstar.» Bei der Nachfrage, dass er einst als schwererziehbares Fussballtalent galt und an einen anderen Club ausgeliehen wurde, kratzte Kakitani sich erst einmal etwa verlegen an der Nase und entgegnete: «Woher wissen Sie das?»

Paulo Sousa liegt daran, Kakitani so rasch wie möglich zu integrieren, dem Spieler die Prinzipien seines Fussballs und die Trainingsinhalte zu vermitteln. Die Sprachbarriere hilft für unabsehbare Zeit der Dolmetscher Jonathan Wüst überwinden, und Sousa sieht darin kein Problem: «Wir haben im Fussball eine Sprache, und Kakitani ist ein intelligenter Spieler.»

Der Trainer geht sogar so weit zu sagen: «Jeder Spieler, der voll mittrainiert, hat die Chance unter die ersten 18 oder die ersten 11 zu kommen. Wir werden während der Woche sehen, ob es vielleicht schon für Sonntag reicht.» Dann empfängt der FCB den FC Luzern.

Bis dahin wird sich klären, ob Kakitani von seinen neuen Kollegen «Yo» oder, weniger elegant in den Ohren Deutschsprachiger, «Kaki» gerufen wird. «Wie es ihnen passt», sagt Kakitani, «das ist mir egal.» Sagts, lächelt, und die Fotoapparate klackern in Serie.

tageswoche.ch/+gtdsb

x



Grödig spielt Europacup – hat allerdings nur das Stadion eines Dorfvereins.

FOTO: APA

Fussball

Neidischer Blick aus Österreich auf die Schweiz

von Christoph Geiler

Ein Dorfclub in der höchsten Fussball-Liga eines Landes? Dem sind zunächst die Sympathien der neutralen Zuschauer sicher. Was aber, wenn fast die Hälfte der obersten Spielklasse aus Dorfvereinen besteht? Dann hast du ein Problem – wie Österreich beweist.

Die neue Bundesliga-Saison ist kaum angepfeifen, da werden schon die ersten Rufe nach einer radikalen Reform laut. Die klagenden und kritischen Stimmen sind dabei ausgerechnet aus jenem Verein zu vernehmen, der sich in der Vergangenheit recht wenig um die gesamtösterreichischen Fussball-Interessen gesichert hat: Double-Gewinner und Krösus Red Bull Salzburg, der dank der Millionen aus dem Getränkeimperium zumindest finanziell ohnehin in einer eigenen Liga spielt.

Nichts wäre den Bullen lieber als ein fixer Startplatz in der Champions League, wie ihn sich der FC Basel durch die Serienerfolge der letzten Jahre verdient hat. Doch davon sind die Salzburger weit entfernt. Auch deshalb, weil es an österreichischen Mitstreitern fehlt, die auf der europäischen Fussballbühne für die nötigen Erfolge und Punkte sorgen.

Die Konsequenz: In der Fünfjahreswertung der Uefa, die für die Vergabe der Euro-

pacup-Startplätze herangezogen wird, ist Österreich im Hintertreffen. Die Chancen, dass sie im Uefa-Ranking bald aufholen, sind gering. Dazu schickt Österreich alle Jahre wieder zu viele «Exoten» ins Europacup-Rennen.

Nachdem 2013 der Drittligist Pasching als nationaler Cupsieger die internationale Bühne betreten durfte und dabei – wenig überraschend – durch das sofortige Ausscheiden keine entscheidenden Punkte für die Uefa-Fünfjahreswertung beisteuern konnte, sind in diesem Jahr mit St. Pölten und Grödig die nächsten beiden Europacup-Neulinge am Werk.

Die Fehler der Grossen

Dass die österreichische Bundesliga in den letzten Jahren zusehends zu einer Dörferliga verkommen ist, haben in erster Linie die alten Traditionsvereine zu verantworten, die sich einer nach dem anderen wegen finanzieller Probleme aus der obersten Spielklasse verabschiedet haben – oder verabschiedet werden mussten.

Und so ergibt sich dieses triste Bild in der Bundesliga, in der mittlerweile nur mehr drei von neun österreichischen Landeshauptstädten mit einem Verein vertreten sind (Wien, Salzburg, Graz). Dafür dominieren inzwischen die Dorfvereine wie Grödig (8000 Einwohner), Ried (10 000) oder Aufsteiger Altbach (6000).

Zum Vergleich: In der zweithöchsten Spielklasse sind fünf Landeshauptstädte vertreten (Wien, St. Pölten, Linz, Salzburg, Innsbruck).

In Österreich werden bereits Wetten angenommen, dass an so manchem Spieltag die zweite Liga mehr Zuschauer anlocken wird als die Bundesliga.

tageswoche.ch/+n6yrv

x

Reaktionen aus der Community

von Kulturbetrachter Basel
• Ja was ist denn Vaduz? Das ist Dorfmannschaft und Nationalmannschaft in einem. Und die spielen in der höchsten Klasse der Schweiz.

von Georg
• Ein bis zwei solcher Clubs verträgt es ja. Das braucht es sogar! Aber wenn über die Hälfte solche Clubs sind, wird es bedenklich.

von mrentsch
• Wie wäre es mit einer Alpenliga für die Schweiz und Österreich? Aus jedem Land die acht besten Mannschaften. Statt zweimal nach Bern, Sion, etc. fahren wir doch lieber einmal nach Wien, Salzburg und Graz.

Seppi Imhof

Jean Tinguelys langjähriger Freund und Assistent über das Artistik-Spektakel «Cyclope» im Hafenareal.

«Vergangenes lebt wieder auf»

von Dominique Spirgi

Man spürt, dass er die Geschichte schon oft erzählt hat, aber noch immer leuchtet aus seinen Augen eine schelmische Freude, wenn er sich daran erinnert, wie der Künstler Jean Tinguely und sein Schlosser Seppi Imhof zusammenkamen.

Ausgangspunkt war ein Stelleninserat, das 1971 im «Berner Tagblatt» erschien: «Jean Tinguely sucht Bauschlosser oder Schlosser (Deutschschweizer), vielseitig und schwindelfrei, Autofahrer (Jasskenntnisse erwünscht), f. d. Konstruktion einer Riesenplastik in der Nähe von Paris für die Dauer von ca. 6 Monaten.»

Der ausgebildete Maschinenschlosser kannte den Namen Tinguely nicht wirklich gut, trotzdem meldete er sich auf das Inserat – und arbeitete schliesslich zwei Jahrzehnte lang an der Riesenskulptur «Cyclope». Aus dieser ersten Begegnung entstand eine lebenslange enge Arbeitsbeziehung und Freundschaft.

Was hat Sie dazu bewogen, sich auf dieses Inserat zu melden?

Ich meldete mich, obschon ich eigentlich keinen Job suchte, aber ein halbes Jahr in Frankreich zu arbeiten, reizte mich. Innerhalb von nur fünf Minuten wurde alles geregelt, Jeannot setzte einen Vertrag auf. Als ich das erste Mal in den Wald bei Milly-la-Forêt kam, standen ein paar Eisenstangen herum, eine Notstromgruppe, etwas Werkzeug und ein Schweissgerät – viel mehr war noch nicht vorhanden. Rico Weber und Paul Wiedmer hatten bereits damit begonnen, im Wald an diesem Werk zu bricolieren. Es zeigte sich aber, dass sie alleine nicht zurande kamen. Also fing ich an, und aus dem halben wurde ein ganzes Jahr, wurden zwei, drei und noch mehr Jahre. Schliesslich arbeiteten wir 20 Jahre an diesem Kopf. Natürlich nur im Sommer, im Winter arbeiteten wir an den grossen Ausstellungen in ganz Europa – wir suchten uns unsere warmen Orte.»

Sie haben also ganze 20 Sommer lang am «Cyclope» gearbeitet?

Ja. Aber natürlich nicht alleine. Zwischendurch bekamen wir Hilfe von Bernhard Luginbühl und seiner Mannschaft, das war jeweils eine grossartige Sache. Im Schnitt waren sechs bis sieben Leute an der Arbeit. Wirklich an der Arbeit! Wir haben nur noch gearbeitet, gegessen, geschlafen und zwischendurch natürlich einen guten Wein getrunken, das durfte nicht fehlen.

Was faszinierte Sie daran, an diesem Werk mitzuarbeiten?

Jeder Bub träumt von einer Waldhütte oder davon, mal etwas Verrücktes zu machen. Dass Jeannot und ich zufälligerweise zusammengefunden haben – alleine zu «spinnen» bereitet nicht so viel Spass –, ist schon etwas ganz Besonderes. Alleine schon die Idee, so ein Werk zu verwirklichen, ist etwas Aussergewöhnliches. Die Idee war ja bereits älter: Tinguely und Luginbühl wollten in Bern auf der Allmend ein solches Riesenwerk bauen, aber in der Schweiz war das wegen den ganzen statischen Berechnungen und wegen der Baubewilligung ein Ding der Unmöglichkeit. So entschied sich Jeannot dazu, nach Frankreich zu gehen. Er suchte sich ein Stück Land, das er sich mit Unterstützung von Jean de Menil aus Texas kaufen konnte. Und wir fingen einfach mal an.

Und die französischen Behörden duldeten alles?

Es dauerte gute zehn Jahre, bis die Polizei einmal vorbeischaute und verlangte, den «Permis de construire» zu sehen. Ich stieg runter und zeigte ihm meinen Fahrtausweis (Anm. «Permis de conduire»). Der Polizist begriff die Welt nicht mehr, drehte sich um und verschwand wieder. Er tauchte nie mehr auf.

Das klingt nach einem verrückten Unternehmen.

Ja. Und es war eines, das sehr viel Spass bereitete. Wir hatten ein sehr gutes Verhältnis untereinander. Wir waren alle mit sehr viel Begeisterung an der Arbeit. Es stiessen ja auch immer wieder Künstler zu uns, die ihren Beitrag leisteten: Daniel Spoerri mit seinem um 180 Grad gedrehten Zimmer,

Luginbühl natürlich mit dem grossen Ohr und dem Eingangstor, Niki de Saint Phalle und all die anderen. Wir haben verrückte Sachen erlebt. Einmal suchten wir für 28 Puppen von Eva Aeppli, die als Hommage gedacht waren an die Deportierten aus dem Weltkrieg, einen Eisenbahn-Güterwagen. Als die SNCF-Beamten wieder einmal in den Streik traten, wussten wir, dass die Gelegenheit günstig war. Wir gingen hin und schlepten einfach einen Güterwagen, der auf einem Abstellgleis stand, ab. Das waren fast alle Wagen, die seit Jahren nicht mehr benutzt worden waren, ausser scheinbar derjenige, den wir mitgenommen haben.

War das die Art, wie Sie Ihr Material zusammenklaubten? Es sind ja viele Tonnen Eisen im «Cyclope» vereinigt?

Es gab einen Schrotthändler, etwa fünf Kilometer vom «Cyclope» entfernt. Von dort haben wir lastwagenweise Eisen angekarrt. Aber ganz offiziell. Der Schrotthändler hatte alles auf Zettelchen aufgeschrieben, die er dann aber später wieder wegwarf mit der Bemerkung: «Ist schon in Ordnung so.»

Wo haben Sie denn gewohnt?

In einer ehemaligen Kommanderie in der Nähe, die Tinguely gekauft hatte. Sehr komfortabel war das aber nicht, es gab knapp kaltes Wasser und etwas Strom und keine Heizung. Dafür aber ein riesiges Che-

«Cyclope»: Ein poetisches Spektakel am Klybeckquai

Der Ort des Geschehens ist mehr ein Schrott- als ein Vergnügungspark. Die Schaubuden sind verrostet und verlottert, immer wieder fällt ein Bauteil von einem der Stände ab. Entnervt wirft der letzte Bewohner der Szenerie, ein Clown, das Handtuch und rammt ein Schild mit der Aufschrift «For Sale» in den Boden.

Doch dann regen sich plötzlich die alten Geister des Platzes in den Kulissen, und ein anderthalbstündiges zirkussches Theater unter freiem Himmel beginnt. Ohne Unterbruch überbieten sich Schlangenfrauen, Schleuderbrett-Akrobaten, Trampolinspringer und Seiltänzerinnen mit furiosen Kunststücken vor dem Nachbau von Jean Tinguelys «Cyclope». Im Laufe des Abends wird auch die 22 Meter hohe Skulptur zum Leben erweckt – und Mensch und Maschine werden auf wundervoll-poetische Weise eins.

Mehr als 60 000 Menschen haben den von Regisseur Philipp Boë inszenierten «Cyclope» bereits in Biel und in Winterthur gesehen, nun gastiert die Produktion noch bis Anfang September in Basel. *Remo Leupin*

«Cyclope. Das poetisch-verrückte Spektakel frei nach Jean Tinguely». Klybeckquai, Uferstrasse 84. Vorstellungen: Dienstag bis Sonntag, bis 6.9.; www.cyclope2014.ch

minée, gute 2,5 Meter hoch, wo man sich reinstellen konnte. Wenn wir dort waren, sorgten wir dafür, dass rund um die Uhr ein Feuer brannte. Das wärmte und war gleichzeitig unser Fernseher.

Haben Sie das Werk nach Tinguelys Tod und nach seiner Fertigstellung besucht?

Nach Jeannot's Tod war ich noch ein paar Mal dort, um mitzuhelfen.

Mussten Sie auch Restaurierungsarbeiten durchführen?

Nein. Es ist eine Equipe vor Ort – das Werk gehört ja jetzt dem Staat –, und da möchte ich mich nicht einmischen. Es ist jetzt eine andere Welt. Vor einem Jahr war ich das letzte Mal dort und habe gesehen, dass die Equipe Probleme mit den Spiegeln am Kopf hatte, die zum Teil runtergefallen waren. Es wurde eine Gruppe von Spezialisten zugezogen, um die Spiegel auszuwechseln – Restauratoren, die das Ganze sehr pingelig angehen. Das kann ich nicht nachvollziehen. Wir bauten alles mehr oder weniger spontan zusammen, und jetzt kommen Restauratoren, die sagen, dass dies nun ganz exakt ausgebessert werden soll. Unser – in Anführungsstrichen – «Fehler» war, dass wir nicht schriftlich festhielten, wie mit dem Werk restauratorisch umgegangen werden soll, also dass es keine so grosse Rolle spielt, ob die Spiegel nun ganz genau durch die gleichen Teile ersetzt werden oder nicht – die Wirkung bleibt ja letztlich die gleiche.

Jetzt ist eine Gruppe von Theaterleuten und Artisten auf die Idee gekommen, einen Nachbau des «Cyclope» als Rahmen für ein Spektakel zu nutzen. Wie stehen Sie zu so einem Projekt?

Ich habe irgendwo gelesen, dass Jeannot sicher seine Freude daran gehabt hätte. Das kann man doch nicht sagen. Wer weiss, ob dieses Projekt realisiert worden wäre, wenn Jeannot noch leben würde. Aber mir gefällt die Idee, dass jemand Spass daran hat, das Projekt auf seine Art weiterzuführen, so wie wir unseren Spass hatten, das Werk zu bauen. Dem Original-«Cyclope» tut dieses Theaterprojekt sicher gut, denn er rückt das Werk wieder ins Bewusstsein der Leute. Der eine oder andere kommt vielleicht auf die Idee, sich das Originalwerk in Milly-la-Forêt anzuschauen.

Haben Sie die Produktion gesehen?

Nein, noch nicht, ich werde in Basel eine Vorstellung besuchen. Aber ich habe mir die Konstruktion im Hafen bereits angeschaut. Da ist eine sehr engagierte und sympathische Truppe am Werk, die ihrer Sache mit Begeisterung nachgeht.

Tinguely und seine Künstlerfreunde hatten ja selbst ein Faible fürs Theatralische und für Performances. Wurde auch beim «Cyclope» in Milly-la-Forêt Theater gespielt?

Nicht direkt. Aber es gab die Idee, ihn zu bespielen. Wir richteten zuoberst einen Theaterraum ein. Diese Bühne hätte mit Stücken bespielt werden sollen, die verschiedene Künstler speziell für diesen Ort hätten schreiben sollen. Aber dazu kam es leider nicht.



Aber so, wie Sie es schildern, hatte ja der Aufbau der Skulptur an und für sich schon etwas Theatralisches.

Jeannot inszenierte alles, und alle anderen mussten das tun, was er verlangte. Luginbühl musste ein Ohr bauen, obwohl er vielleicht etwas ganz anderes hätte machen wollen. Einmal gab es ein Feuerwerkspektakel im Wald, als Niki de Saint Phalle den Film «Un rêve plus long que la nuit» drehte, der zu grossen Teilen im «Cyclope» spielte. Das war eine wunderbare Show, wir waren begeistert. Auch beim «Cyclope», der jetzt aufgeführt wird, gibt es ein Feuerwerk, also lebt da die Vergangenheit auf – ergänzt mit viel Akrobatik und Shownummern.

Passt die Zirkuswelt in das Werk?

Warum nicht? Es gab ja das Vorgängerprojekt für Bern, das nicht verwirklicht wurde. In dieses wären eine Art Achterbahn und ein Karussell integriert worden. Das Schöne an diesem Zirkusprojekt ist, dass die Leute Freude daran haben, es ist etwas, was Spass bereitet, was nicht so viel vorkommt im heutigen Leben.

tageswoche.ch/+lwipl

«Mir gefällt die Idee, dass jemand Spass daran hat, das Projekt weiterzuführen»: Jean Tinguelys langjähriger Weggefährte Seppi Imhof.

FOTO: MICHAEL WÜRTEMBERG

Seppi Imhof

wurde am 23. Mai 1943 in Bern geboren. 1961 begann er eine Lehre als Maschinenschlosser. Von 1967 bis 1971 arbeitete er bei der Von Roll AG. 1971 meldete er sich auf ein Inserat von Jean Tinguely. Imhof war bis zu Tinguelys Tod (1991) dessen Assistent. Von 1994 bis 2008 arbeitete Imhof im Museum Tinguely in Basel. Zuerst als Monteur der Maschinen, die hier neu aufgestellt wurden, und seit der Museumseröffnung (1996) als Restaurator. Seit sechs Jahren ist Imhof «mehr oder weniger» pensioniert.

Als Sängerin zieht Nneka ihr Publikum in den Bann. Fast noch spannender ist, was sie abseits der Bühne macht.

Eine einmalige Erscheinung

Wer Nnekas Single «Heartbeat» einmal gehört hat, bekommt das Lied nicht mehr aus dem Kopf. Es hebt an als eine Art Reggae, im Refrain startet der Drummer ein Stakkato gebrochener Beats und die Sängerin wiederholt in Pidgin-English die Silben: «Ca-han-han you fee-heel-heel my ha-ha-ha-ha heart is beating».

«Heartbeat» war nicht Nnekas erste Veröffentlichung. Aber jene, die ihr alle Tore öffnete, denn sie brachte Musikerkollegen auf den Geschmack. Lenny Kravitz, The Roots und der Rapper Nas nahmen die Neuentdeckung mit auf Tourneen, die sie durch ganz Europa und halb Amerika führten. Und die stets für einen Hype zu habende englische Musikpresse rief die Sängerin aus Nigeria umgehend zur neuen Lauryn Hill aus.

Gesang und Engagement: Nneka verbindet Show und Politik auf selten glaubwürdige Weise.

FOTO: JENS BOLDT



Doch Nneka Egbuna ist mit ihrer Mischung aus Soul, Reggae, Hip-Hop und Afrobeat eine einzigartige Erscheinung im Musikbusiness. Geboren und aufgewachsen ist sie als Tochter eines Nigerianers und einer Deutschen in Warri, einer Stadt im Nigerdelta. Als Teenager kam sie nach Deutschland, wo sie zunächst in einem Kinderheim lebte. Später startete sie in Deutschland ihre musikalische Karriere, mittlerweile lebt sie aber wieder in ihrem Heimatland und ist ein Popstar von globaler Reputation.

In der Tradition von Ken Saro-Wiwa

Daheim dauerte es eine Weile, bis sie als Musikerin wahrgenommen wurde. Mittlerweile laufen ihre Songs aber im nigerianischen Radio. «Und ich war in der Jury von «Nigerian Idol», das hat Spass gemacht», erzählt sie im Telefoninterview.

Nneka in einer Casting-Show, das erstaunt, denn sie steht mehr für Engagement als für Bling-Bling. In ihren Songtexten spricht sie politische Themen an, erzählt von Korruption und Umweltverschmutzung im Nigerdelta. Im Titelstück ihres letzten Albums «Soul Is Heavy» stellt sie sich explizit in die Tradition der nigerianischen Bürgerrechtler Isaac Boro und Ken Saro-Wiwa.

Auch abseits der Musik engagiert sich die 33-Jährige für Freiheit und Selbstbestimmung. Zusammen mit dem liberianischen Musiker Ahmed Nyei betreibt sie die Non-Profit-Organisation Rope, die Frauen und Jugendlichen ermöglichen will, mit künstlerischen Mitteln einen Ausdruck für ihre Gefühle zu finden.

Unlängst hat Nneka einen Workshop in Sierra Leone geleitet für Frauen, die im Krieg Opfer von Massengewaltungen geworden waren. «Wir arbeiteten mit Mode. Viele dieser Frauen sind Schneiderinnen, also haben sie Kleider gestaltet, mit denen sie ihre Erlebnisse verarbeiteten. Die Farben symbolisierten Dinge, die sie erlebt haben, so wie auch die Muster und die Sujets, die sie auf die Kleider druckten.»

Die Begegnung mit diesen Frauen hinterliess einen tiefen Eindruck: «Ich mache diese Arbeit gern, denn es ist ja meine Stiftung, aber ich bin doch froh, nicht jeden Tag mit diesen Themen konfrontiert zu werden. Ich habe meine eigenen Geschichten, mit denen ich mich auseinandersetzen muss. Aber ich bin auch Teil einer Bewegung, die für mehr Freiheit und Rechte – gerade für Frauen – kämpft.»

Politisches Engagement ist in einem Land wie Nigeria heikel. Wer aufmuckt, muss mit Repressionen rechnen. Deshalb zögen es viele vor zu schweigen, erzählt Nneka. «Wir haben nie gelernt, dass es einen Unterschied gibt zwischen Respekt und Angst. Da drückt auch noch das koloniale Erbe durch, denn unter den Weissen hatten die Nigerianer nichts zu melden. Nun regieren wir uns selber, aber wir fürchten die Oberen noch immer.»

In einem solchen Klima ist es speziell für Frauen schwierig, ihre Rechte einzufordern.

«Noch immer schauen viele auf Frauen herunter. Manche betrachten uns als Milchkühe, die den Haushalt machen und die Klappe halten sollen.» In den letzten 20 Jahren habe sich die Situation zwar verbessert, findet Nneka. «Es gibt Frauen in der Politik, und bei Demonstrationen gehen auch Frauen auf die Strasse, aber wir sind noch nicht so weit wie in Europa.»

«Wir Nigerianer haben nie gelernt, dass es einen Unterschied gibt zwischen Respekt und Angst.»

Europa brachte Nneka dahin, wo sie heute ist. «Ich wurde nicht mit einem silbernen Löffel im Mund geboren», betont die Musikerin, ohne auf Details einzugehen. Sie betont aber, in Nigeria wäre es ihr nie möglich gewesen, sich selber so zu entdecken, wie sie es in Deutschland konnte. «Ich begann erst in Deutschland, Musik zu machen und meine Stimme zu finden.»

Mittlerweile hat sie mit dieser Stimme drei Alben eingesungen, das letzte, «Soul Is Heavy», erschien vor drei Jahren. Es wäre also Zeit für neues Material. «Wie meinst du das?», fragt sie am Telefon. Nun ja, bei Konzerten möchte man halt nicht unbedingt immer die gleichen altbekannten Songs hören. Sie lacht: «Keine Bange, es wird ein paar neue Nummern geben und wir spielen auch ältere Sachen, die wir bisher nicht live gebracht haben.» Ein neues Album wäre eigentlich bereits eingespielt, sagt die Sängerin. «Wenn es nur nach mir ginge, wäre die Platte längst raus, aber ich arbeite nun mal mit einer grossen Firma zusammen.»

Es gibt Wichtigeres als Businesspläne

Beklagen will sie sich aber nicht, denn in Nnekas Welt gibt es Wichtigeres als Businesspläne. Sie ist ein gläubiger Mensch und überzeugt: «Musik ist das, was Gott für mich vorgesehen hat.» Nicht, dass sie frömmeln würde, aber sie glaubt «an den spirituellen Aspekt, innerhalb von dem, was wir tun.»

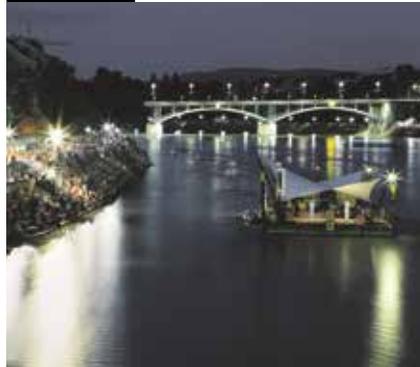
Was das bedeutet? «Du musst verstehen, warum die Dinge sind, wie sie sind, und eine Beziehung zu den Dingen um dich herum herstellen. Wenn ich von Freiheit und Veränderungen rede, dann muss ich Teil davon sein. Das fängt bei dir selber an: Wie wohnst und lebst du? Wie behandelst du die Leute um dich herum? Woran glaubst du? Früher fühlte ich mich manchmal als Heuchlerin: Ich stand auf der Bühne und erzählte den Leuten etwas, aber selber habe ich nicht danach gelebt.»

Heute aber lebt Nneka, was sie predigt – und das macht sie als Sängerin ungemein überzeugend.

tageswoche.ch/+k4rhz ×

Nneka spielt am Sonntag, 27. Juni auf dem Marktplatz in Lörrach.

Festival



Im Fluss

Das Kulturfloss legt an, man kann zweieinhalb Wochen fast jeden Abend am Rhein sitzen und gratis Livemusik hören. Die 15. Ausgabe lässt sich nicht lumpen: Moop Mama kombinieren Brass und Rap, die Baselieterin Ira May hat die vielleicht sattesste Soulstimme des Landes und Stiller Has bringen die Bühne hoffentlich nicht zum Kentern.

Kulturfloss im Fluss, ab 29. Juli, bei der Mittleren Brücke.
www.imfluss.ch

Festival

Babyshambles

Pete Doherty ist für seine Drogen- und anderweitigen Eskapaden fast bekannter als für seine Rockmusik. Dahinter steckt sicher Tratschsucht, doch dürfen wir gespannt sein, wann und in welchem Zustand er mit den Babyshambles die Bühne am Stimmenfestival betritt. Bis dahin werden ihm die Kapoolas aus Basel den Rücken freihalten.

Mehr zu Pete Doherty finden Sie im Porträt online:
tageswoche.ch/+37ct6 ×

25. Juli, 20 Uhr, Marktplatz Lörrach
www.stimmen.com

Ausgehen

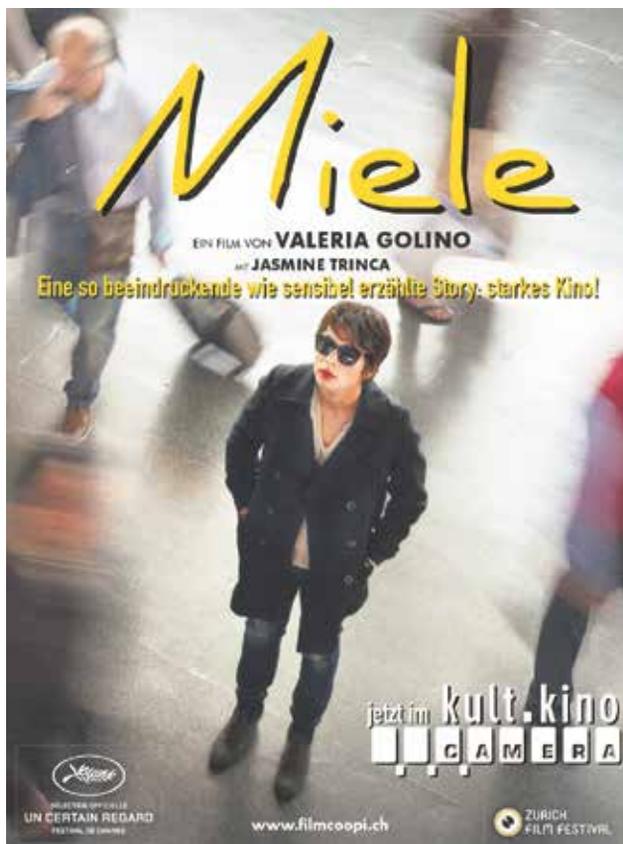
Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Kinoprogramm

Basel und Region 24. bis 30. Juli

ANZEIGEN



EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE
GAUMEN- UND FILMGENUSS
GETRÄNKE A DISCRETION
Öffnung Ciné Deluxe: 19.45 Uhr
Filmstart: 20.15 Uhr

PATHÉ!

FILM «SEX TAPE» | 12. SEPTEMBER IM PATHÉ KÜCHLIN

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF}
p.p.

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.
Tickets sind demnächst an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 [6/4 J]
14.00/16.30/20.15^D
- TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE [4/4 J]
14.00^D
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS [14/12 J]
16.30/20.15^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- THANKS FOR SHARING [16/14 J]
14.15/18.15/20.45^{E/diff}
- WIR SIND DIE NEUEN [14/12 J]
14.30/19.00/21.00^D
- BOYHOOD [10/8 J]
15.00/20.15^{E/diff}
- LOCKE [12/10 J]
16.30^{E/diff}
- MOLIÈRE À BICYCLETTE [10/8 J]
16.45^{E/d}
- VIELEN DANK FÜR NICHTS [10/8 J]
18.15^{E/diff}
- SUZANNE [16/14 J]
S0: 12.15^{F/d}
- NEULAND [6/4 J]
S0: 12.30^{D/diff}
- EDWARD BURTYNSKY'S WATERMARK [14/12 J]
S0: 13.00^{Ov/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- MIELE [16/14 J]
16.00/20.30^{U/d}
- LE DÉMANTÈLEMENT [8/6 J]
16.15^{Ov/diff}
- FAITH CONNECTIONS [12/10 J]
18.00–S0: 11.45^{Ov/diff}
- L'INTREPIDO [16/14 J]
18.30^{U/d}
- L'AMOUR EST UN CRIME PARFAIT [16/14 J]
20.45^{F/d}
- ILO ILO [16/14 J]
S0: 12.00^{Ov/diff}
- SIDDHARTH [16/14 J]
S0: 14.00^{Ov/diff}
- ÜBER-ICH UND DU [12/10 J]
S0: 14.15^D

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- SOMMERPAUSE BIS UND MIT 6. AUGUST 2014

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- SILO-OPEN-AIR: 16.7.2014 – 15.8.2014

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D [0/0 J]
12.30/14.20–SA/S0: 10.20^D
- TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE [0/0 J]
SA/S0: 11.00^D
- WALK OF SHAME - MÄDELSABEND [12/10 J]
12.45/14.50/20.20 FR/SA: 22.30–SA/S0: 10.30^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D [6/4 J]
13.00/15.30/18.00/20.30 FR/SA: 22.45–SA/S0: 10.30^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 [6/4 J]
13.15–SA/S0: 11.00^D
- MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D [10/8 J]
13.00/15.15/17.30/19.45 SA/S0: 10.45^D
16.10/20.45^{E/d}
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D [14/12 J]
13.00/16.30/20.00^D
15.30/19.00–FR/SA: 22.30^{E/diff}
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS [14/12 J]
17.00^D
- URLAUBSREIF [8/6 J]
13.00/15.30/18.00/20.30 FR/SA: 23.10–SA/S0: 10.30^D
- RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN [6/4 J]
13.10–SA/S0: 11.00^D

DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER

[12/10 J] 42
FR/DI: 15.15–SA-MO/MI: 17.45^{E/diff} FR/DI: 17.45–SA-MO/MI: 15.15^D

- A MILLION WAYS TO DIE IN THE WEST [16/14 J]
18.20–FR/SA: 23.30^D
- BLUE RUIN [16/14 J]
20.15–FR/SA: 22.30^{E/diff}
- EDGE OF TOMORROW - 3D [14/12 J]
FR/SA: 22.00^D
- BAD NEIGHBORS [14/12 J]
FR/SA: 23.15^D

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- HOW TO TRAIN YOUR DRAGON 2 - 3D [6/4 J]
13.15/15.30/17.45/20.10^{E/diff}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D [6/4 J]
14.30^D 17.30^{E/diff}
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D [14/12 J]
15.00/20.00^{E/diff}
- EDGE OF TOMORROW - 3D [14/12 J]
20.30^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- SOMMERPAUSE BIS 20. AUGUST 2014

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- THE GRAND BUDAPEST HOTEL [10/8 J]
15.00/20.00^{E/diff}
- THE TWO FACES OF JANUARY [12/10 J]
17.30^{E/diff}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D [6/4 J]
FR/SA: 17.00–SA: 15.00^D
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D [14/12 J]
FR/SA: 19.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN [6/4 J]
13.30^D
FR/MO-MI NUR WENN KEIN BADI WETTER
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 [6/4 J]
15.45–MO-MI: 18.00^D
FR/MO-MI 15.45 NUR WENN KEIN BADI WETTER
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D [6/4 J]
FR-S0: 18.00^D
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D [14/12 J]
FR-S0: 20.00^D
- TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS [14/12 J]
MO-MI: 20.00^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- SOMMERPAUSE BIS 13. AUGUST 2014

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN [6/4 J]
14.00^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 [6/4 J]
16.00^D
- GABRIELLE [10/8 J]
FR-MO: 18.00–DI/MI: 20.30^{F/d}
- DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER [12/10 J]
FR-MO: 20.30–DI/MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: FERN DER HEIMAT.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 30;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Brunì (Produzent),
Yen Duong, Daniel Faulhaber
(Praktikant), Karen N. Gerig,
Simon Jäggi, Christoph

Kieslich, Valentin Kimstedt,
Marc Krebs, Hannes Nüsseler
(Produzent), Matthias Oppliger,
Florian Raz, Michael Rocken-
bach, Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler, Dominique
Thommen

Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller, Hana
Spada, Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
**Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.**

Ein Konzert für 156 Büromaschinen: Rolf Liebermanns «Les Echanges» war eine Pioniertat der elektronischen Musik.

von Dominique Spirgi

Was für ein Spektakel: Im rasanten Tempo rattern, hämmern, schlagen und bimmeln sich weit über hundert Maschinen durch das vierteilige, zwei Minuten und achtundfünfzig Sekunden kurze Stück. Das Ganze klingt, als hätten sich ein Techno-DJ und ein Drum Corps zu einem leidenschaftlichen Showdown zusammengetan.

Aber das Stück ist bereits fünfzig Jahre alt. Für den Sektor «Waren und Werte» der Expo 1964 in Lausanne hatte der berühmte Schweizer Komponist und Opernintendant Rolf Liebermann eine Komposition für 156 Büromaschinen geschaffen. Gemäss der französischen Bezeichnung des Pavillons trug sie den Titel Symphonie «Les Echanges».

Das Maschinenorchester vereinigte als tönendes Monument für den technischen Fortschritt das, was damals die Bürowelt beherrschte: Schreib- und Rechenmaschinen, Streifenlocher, Klebestreifenbefeuchter, Tür-Gongs, Suchanlagen-Empfänger, Telefonapparate und dergleichen mehr. Damit sie akustisch richtig zur Geltung kamen, wurden die Geräte auf beziehungsweise eigentlich abgetunt, indem man zum Beispiel die Schalldämpfungen entfernte.

Computerkonstrukt mit Tücken

Gesteuert wurde diese fantastische Rhythmusmaschinerie durch einen Computer. Dieser funktionierte vor fünfzig Jahren natürlich noch ganz und gar anders als die handlichen Alleskönner von heute. Liebermanns Partitur wurde auf einen Lochstreifen übertragen, der ein unglaublich komplexes elektronisches Netzwerk

steuerte. Dieses brachte die einzelnen Bürogeräte mechanisch zum Erklingen. Sieben Monate Aufbauarbeit nahm das in Anspruch.

Das diffizile Netzwerk hatte seine Tücken: Ausgerechnet als der Bundesrat zu Besuch war, stürzte die Maschinerie ab. Schuld waren nicht Computerviren, sondern Ratten, welche die Kabel angenagt hatten. Ansonsten begeisterte die Symphonie «Les Echanges» die Besucherscharen – «behäbige Städter aus Basel, Berghirten aus dem Wallis, Bauern aus dem Kanton Zug», wie die NZZ sie damals zusammenfasste. Techno fürs Schweizervolk also.

Ein Jammer eigentlich, dass die Konstruktion nach der Expo endgültig abgebaut wurde und dieses wundervolle Urwerk der elektronischen Musik heute nur noch als Tonaufnahme existiert. Zumindest im engeren Sinne. Auch wenn 1964 auf eine teure Archivierung verzichtet wurde, suchten die Verantwortlichen dennoch einen Weg, wie die Komposition auch als Live-Event die Expo überdauern könnte. Auf Liebermanns Anfrage hin schuf George Gruntz ein Jazz-Arrangement des Maschinenwerks für ein präpariertes Klavier und zwei Schlagzeuge. Dieses Arrangement brachte der grosse Basler Jazzmusiker bis zu seinem Tod 2013 immer wieder erfolgreich zur Aufführung.

tageswoche.ch/+pqqwh

Die Symphonie «Les Echanges» sowie die Jazzversion von George Gruntz kann man online hören und downloaden: ubu.com/sound/liebermann.html

Liebermann komponierte Geräusche aus dem Büroalltag zur Symphonie. FOTO: KEYSTONE



Rolf Liebermann

Er war Schweizer, nahm als Jusstudent Musikunterricht, arbeitete als Tonmeister, trat als Kabarettkünstler und Crossover-Musiker auf, komponierte linke Polit-Chansons und schuf klassische Zwölfton-Orchesterwerke sowie mehrere Opern. Berühmt wurde Liebermann (1910-1999) aber vor allem als Intendant der Hamburgischen Staatsoper und der Pariser Oper.

Die Hauptstadt des ehemaligen Grossreichs liegt im Schlaf. Und doch lebt man herrlich in Wien.

von **Valentin Kimstedt**

Es gibt Städte, die leben auf im Sommer. Basel und Zürich gehören dazu, auch Berlin. Und dann gibt es Paris, wo die Bürgersteige ab Juli hochgeklappt werden. Oder Wien. Die angesagte Puffbar, unweit vom noch angesagteren Naschmarkt, macht Pause bis Mitte September. Das ist eine Ansage.

Und dann der gesamte erste Bezirk, wo sich das würdige alte Wien um den Stephansdom schachtelt – eine Geisterstadt. Ist das Sommerpause? Natürlich gehört es zum vornehmen Wiener Selbstverständnis, dass man im Sommer die lärmige Stadt verlässt und auf die Landgüter entflieht. Sofern man welche hat. Oder liegt Wien im Dornröschenschlaf? Stillgelegt in der Melancholie, seit hundert Jahren nicht mehr zu den Zentren Europas zu gehören? Jedesmal, wenn ich in Österreich bin, werde ich diesen Eindruck nicht los.

Der Umtrunk reissts raus

Klingt nach einem Wochenende ohne Flügel. Und ja, Wien ist kein Rausch. Es hat einen speziellen Geschmack. Man muss ihn schmecken wollen. Allerliebste zum Beispiel im Schwarzen Kameel (Bar, Restaurant, Confiserie), im selben Hause seit 1618 und seit Kurzem (1901) mit Jugendstil-Interieur. Grundgütiger, die können das! Das Personal hat einen Tonfall, in dem die gesamte Kultur des grossen Reichs mit-schwingt. Jeder Besucher wird hier zur eleganten Person.

Das Publikum ist intellektuell, schick und unberechenbar. Auf der Toilette stinkt es nach Urin, wen juckts, das Dinnerjackett der Kellner zählt, und die Speisen sind ausgezeichnet. An solchen Adressen liegen die Perlen des 1. Bezirks.

Und jetzt schnell weg. Ich empfehle wärmstens den 7. Bezirk rund um die Neubaugasse. Hier ist hippe Zone, wodurch es zwar weniger wienerisch wird, denn hipp ist auf der ganzen Welt gleich. Egal! Die Hippen wissen halt auch, warum sie da sind, wo sie sind, und sie kochen guten Kaffee.

In Wien hat man dann beim draussen Sitzen garantiert noch den Blick auf eine Gründerzeitfassade im typisch satten k. u. k.-Gelb. Ausserdem gibt es an der Neubaugasse kleine, sehr gute und billige Antiquitätenläden. Und damit es auch ein bisschen kauzig zu und her geht im 7., hat sich eine seltsam grosse Menge von Esoläden gehalten, diese Relikte aus den oer-Jahren, bei denen unklar ist, wer da eigentlich einkauft.

Abends kehren wir gleich um die Ecke in die Chinabar ein, mit schönem Garten und toller Einrichtung. Meine chinesischstämmige

Begleitung sagt, so etwas Gutes habe sie ausserhalb Asiens selten gegessen. Die Bedienung hat ebenfalls chinesische Wurzeln, ist möglicherweise lesbisch und spricht muttersprachlich wienerisch. Ich frage sie, warum in Wien so wenig los ist. Sie versteht nicht wirklich, was ich meine. Seltsam. Aber schon wieder haben wir herrlich gelebt.

tageswoche.ch/+23201

Bummeln

In der Neubaugasse, dem Prenzlauer Berg von Wien: tolle Läden, nette Cafés.

Anstossen

Zum Schwarzen Kameel, Bognergasse 5. Das Haus gibt es seit 1618, seit 1901 hat es ein Jugendstil-Interieur. Zigarette und Antipasti zum Aperitif.

Schmausen

In der Chinabar, Burggasse 76. Das Essen ist hervorragend und es gibt einen Garten mit Holzstühlen.

Im Uhrzeigersinn: Gast im Schwarzen Kameel, abends in der Chinabar, die Neubaugasse im 7. Bezirk. FOTOS: V. KIMSTEDT



ZEITMASCHINE Arlesheimer Ermitage

Der Landschaftsgarten in Arlesheim zog einst Besucher aus ganz Europa an. Und ist noch heute einen Ausflug wert.

von Martin Stohler

Wenige Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution wurde am 28. Juni 1785 im Waldtal bei Arlesheim einer der ersten Landschaftsgärten der Schweiz eröffnet. Angelegt worden war die zunächst Solitude Romantique und später Ermitage genannte Anlage von Balbina von Andlau-Staal (1736–1798), der Gattin des fürstbischöflichen Vogts von Arlesheim, und ihrem Vetter, dem Domherrn Heinrich von Ligertz (1739–1817).

Bei ihrem Vorhaben liessen sich die beiden von Ideen inspirieren, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts von England aus die Gartenarchitektur veränderten. Herrschten in den barocken Parkanlagen strenge geometrische Formen vor, unterstrich man nun das Malerische, Naturhafte eines Ortes. Für die Schaffung eines derartigen Gartens bot sich das Waldtal mit seinem Bach und dem markanten Felsen mit natürlichen Höhlen und Grotten geradezu an.

Verschlungene Pfade

Nach der Eröffnung wurde der Garten, wie Brigitte Frei-Heitz und Anne Nagel in ihrem Führer «Landschaftsgärten des 19. Jahrhunderts in Basel und Umgebung» schreiben, «laufend ergänzt, verändert und

nach der Zerstörung während der Französischen Revolution in den Jahren 1810–1812 erneuert».

Zu ihren besten Zeiten zog die Ermitage in Arlesheim Besucher aus ganz Europa an, die sich von der Romantik des Ortes bezaubern liessen, durch das Felsentor traten, über eine schwankende Hängebrücke gingen und über verschlungene Pfade – vorbei an der Eremitenklause – zum Temple de l'Amour und zum Schloss Birseck hochstiegen.

Vor dem Verschwinden bewahrt

Mit der Zeit allerdings setzte der Verfall der Anlage ein. «Gartenszenen zerfielen, Sichtachsen wuchsen zu», heisst es dazu im erwähnten Führer, «und die hellen Felsen wurden vom aufkommenden Gehölz verschattet.» Schliesslich erfolgte unter der Leitung der Stiftung Ermitage Arlesheim und Schloss Birseck eine Sicherung und Instandsetzung der Anlage, für die die Stiftung 2006 den Schulthess-Gartenpreis erhielt. So gibt es in der Ermitage auch heute noch einiges zu sehen, die Waldbruderklause etwa oder verschiedene kleine Grotten und natürlich das Schloss.

Anderes ist verschwunden, kleine Wasserfälle etwa oder der Parasol Chinois, der bereits 1793 von französischen Truppen zerstört worden ist. Schade auch, dass die Grotte der Proserpina, die aus drei überein-

anderliegenden Höhlen besteht, nicht mehr so ausgestaltet ist, wie sie sich gemäss einer Broschüre der Ermitage-Stiftung bei der Eröffnung 1785 den Besuchern präsentierte.

Damals wurde der Eingang zur Höhle von einem Drachen bewacht. In ihrem Innern stand ein antiker Altar, der von Lampions beleuchtet und von Drachen und einem Krokodil umgeben war. Durch eine Felsspalte sah man von einer erhöhten Plattform eine weitere Grotte mit der Statue der Proserpina, die über eine Felstreppe erreicht werden konnte.

Proserpina, von den Griechen Persephone genannt, ist die Tochter von Zeus und Demeter, der Göttin des Kornes und der Fruchtbarkeit, und weilt jeweils einen Teil des Jahres in der Unterwelt. Von der Grotte mit der Statue führte ein mit Holz ausgesparter Schacht zu einer Öffnung oben im Temple de l'Amour. Wer die Höhle betrat, wurde so also Schritt um Schritt vom Dunkeln ins Licht und zur Liebe geführt.

Der Dreiröhrenbrunnen gehört nicht zu den ältesten Teilen der Ermitage, er entstand 1870. Sein Gesicht ist jenes eines Waldgeistes. In Zeiten, da viel Regen fällt, fliesst auch Wasser aus den beiden Röhren links und rechts seines Mundes.

Weitere Bilder sowie ein Video des Brunnens: tageswoche.ch/+a98a8 ×

Das Schloss Birseck ist eindrücklich – doch der Landschaftsgarten in Arlesheim bietet noch mehr.

FOTO: MARTIN STOHLER



**REISSEN SIE IHRE FENSTER NICHT
HERAUS, WIR SANIEREN SIE!**

UMWELTSCHONEND
ENERGIESPAREND (CA. 25%)
LÄRMDÄMMEND (CA. 50%)
KOSTENBEWUSST

**(MONTAGE VOR ORT
IM MONTAGEWAGEN)**

F+T FENSTERABDICHTUNG GMBH
EPTINGERSTRASSE 48
CH-4132 MUTTENZ
TEL. 061 763 04 70
WWW.FENSTERABDICHTUNG.CH

 **SPEZIALIST FÜR IHRE
FENSTERABDICHTUNG**

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE

Schwimm, du Sack!

Der Schwimmsack ist da. Ab sofort für CHF 20.- bei der TagesWoche an der Gerbergasse 30 in Basel und an der Flora Buvette erhältlich. *#schwimmdusack*



Tages
Woche